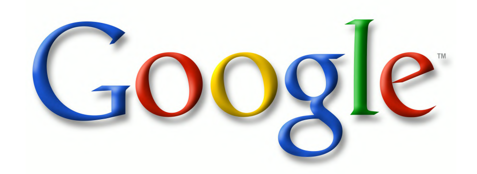
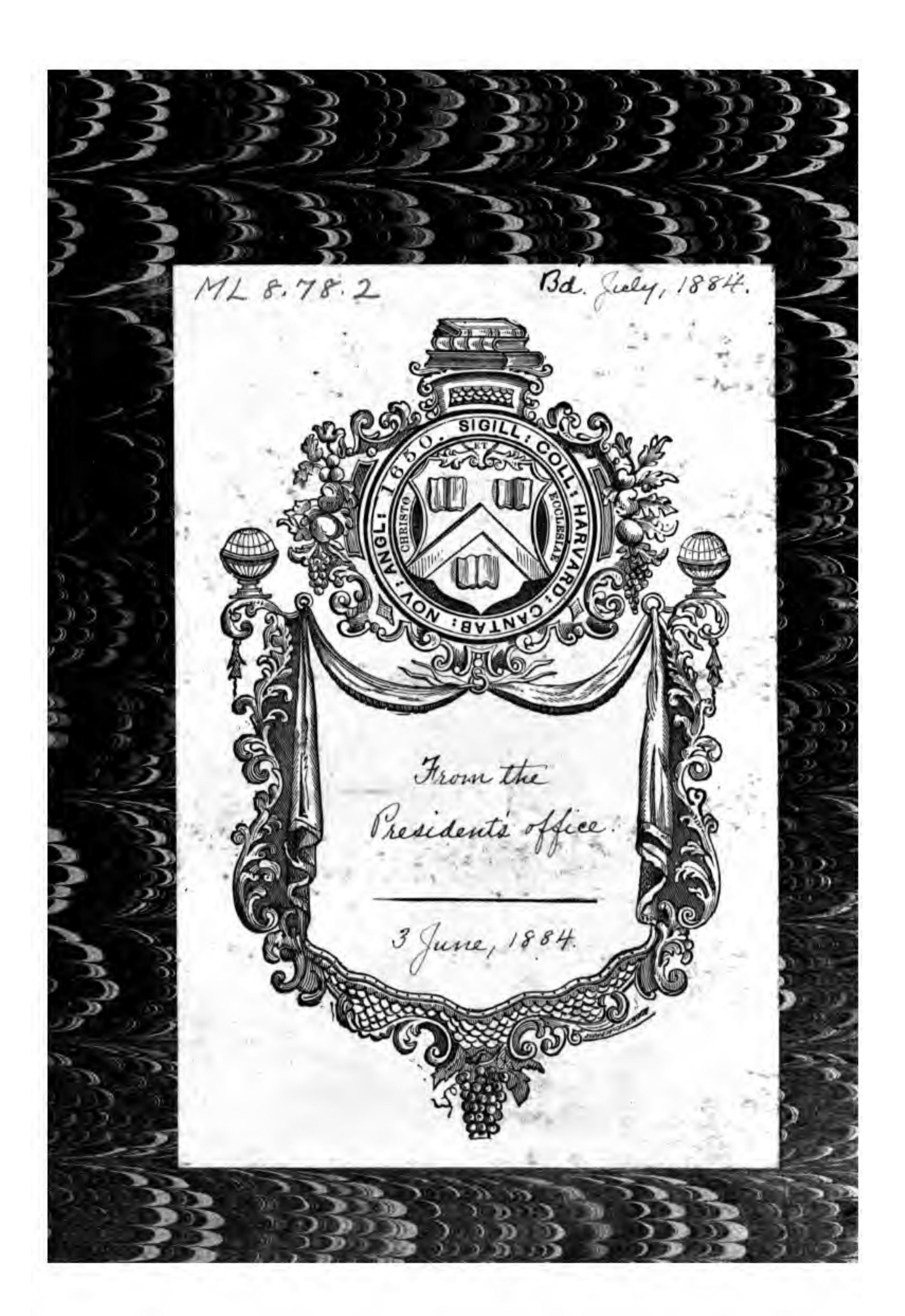


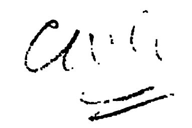

ML
8
78.2


ML 8.78.2
Bd. July, 1884.
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
From the
Presidents' office.
3 June, 1884.





ZUR GESCHICHTE



DER

LATEINISCHEN SCHULPOESIE

DES XII. UND XIII. JAHRHUNDERTS

VON

DR. KUNO FRANCKE.

Vgl. desselben Vf.s „Johann von Anville“ in: Forschungen zur deutschen Geschichte Bd XX.

MÜNCHEN.
LITERARISCH-ARTISTISCHE ANSTALT (TH. RIEDEL)
VORMALS DER COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG.
1879.



ZUR GESCHICHTE

DER

LATEINISCHEN SCHULPOESIE

DES XII. UND XIII. JAHRHUNDERTS

VON

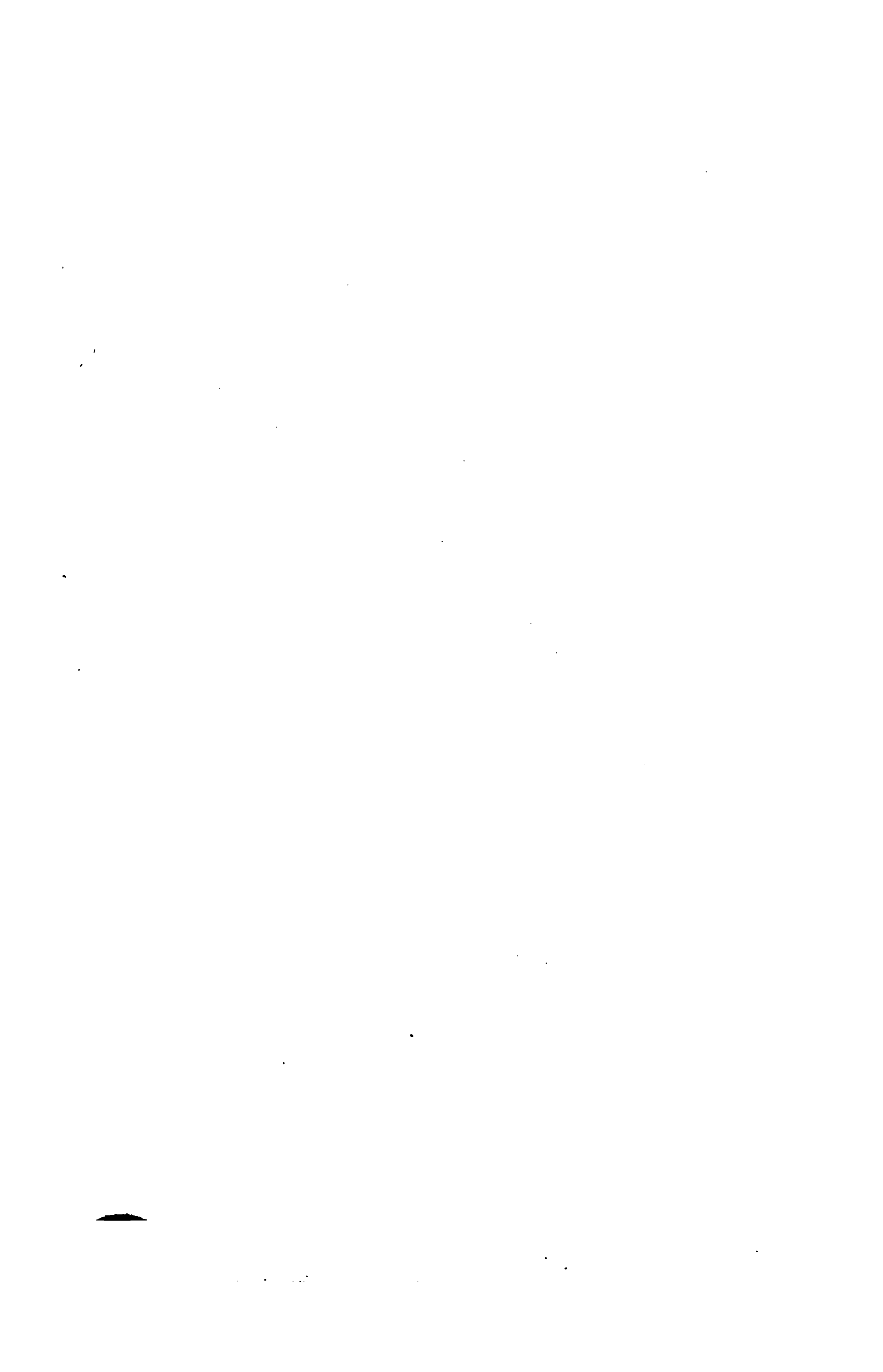
DR. KUNO FRANCKE.

MÜNCHEN.
LITERARISCH-ARTISTISCHE ANSTALT (TH. RIEDEL)
VORMALS DER COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG.
1879.

1884. June 3,
From the Pres. Office.

WILHELM VON GIESEBRECHT

ZUGEEIGNET.



Einleitung.

Die Schule ist die Werkstätte der gesammten lateinischen Poesie des Mittelalters gewesen. Denn auch die Lyrik, das Kirchen- und Vagantenlied, lässt sich ohne die Einwirkung derselben nicht denken. Aber die Lyrik ist bald über die Schule hinausgegangen, sie ist im Dienste und mit Hülfe des Cultus und der Musik zu eigenartigen künstlerischen Formen durchgedrungen. Die epische und didaktische Poesie dagegen hat nie ihre ursprüngliche Entstehungsart verleugnen können. Von keiner anderen öffentlichen Institution getragen, mit keiner anderen Kunstübung in Verbindung getreten, hat sie es auch nie über die Nachahmung fremder Kunstformen hinausgebracht. Sie werden wir im eigentlichen Sinne als Schulpoesie bezeichnen können.

In gewisser Weise gehören schon Dichter wie Alkuin, Ekkehard, Wipo zu den Schulpoeten; den vollen Sinn aber erhält dieses Wort erst mit dem XII. Jhdt., mit dem ausserordentlichen Aufschwung des Universitätslebens und der ungemeinen Hebung und Erweiterung der gelehrten Thätigkeit, wie sie damals von Frankreich aus über den grössten Theil des Abendlandes sich verbreitete. Erst mit dieser Zeit gewinnt gerade der schulmässige Betrieb der Dichtkunst seine voll ausgeprägte Gestalt, stellt sich jener sonderbare Character derselben fest, mit dem sich aus anderen Gebieten der Literaturgeschichte vielleicht nur der der spanischen Poesie unter der Herrschaft des Gongorismus vergleichen liesse. Wir besitzen von Engländern, Deutschen, Franzosen, Italienern Gedichte dieser Gattung; es wäre aber vergeblich, Unterschiede etwa nationaler Art in ihnen aufsuchen zu wollen. Wir haben mythologische und geschichtliche Epopöen, Moralgedichte und Satiren von diesen Dichtern; es wäre aber vergeblich, durchgreifenden Stilunterschieden zwischen den einzelnen Dichtungsarten nachzuspüren.

Ueberall wesentlich der gleiche Vorrath an Wendungen, die gleichen Bilder, die gleichen Betrachtungen, überall die Herrschaft der gleichen Regel. Und wie in der spanischen Literatur des 17. Jahrhunderts besteht auch hier diese Regel in einer höchst sonderbaren Mischung von Willkür und Starrheit, von Laune und Pedanterie; hier wie dort führt die Sucht nach raffinirten Einfällen und auffallenden Einzelheiten zu einer ausserordentlichen Eintönigkeit und Leblosigkeit des Ganzen.

Wenn die Schulpoesie nichtsdestoweniger dem Beobachter ein nicht geringes Interesse abzugewinnen vermag, so kann dieses natürlich nicht ein poetisches im eigentlichen Sinne sein, sondern wird sich mehr auf das Stoffliche und auf die allgemeinen literarischen Zusammenhänge richten, auf die Ausbreitung und Einwirkung gewisser Gedankenströmungen in dieser Literaturgattung, auf die Beziehungen derselben zu dem übrigen geistigen Leben der Zeit — es wird ein wesentlich culturgeschichtliches Interesse sein.

Die culturgeschichtliche Bedeutung der Schulpoesie des XII. und XIII. Jahrhunderts ist es daher auch, welche die vorliegende Arbeit näher zu beleuchten unternimmt und zwar besonders zwei Seiten derselben, nämlich 1. das Verhältniss der Schulpoeten zum classischen Alterthum; und 2. ihr Verhältniss zu der eigenen Zeit und Umgebung.

Das Wesen des ersteren Verhältnisses ist nicht leicht zu formuliren. Es ist eine vollständige Durchsetzung mit antiken Formen und Stoffen, aber es ist keine Beherrschung derselben, es ist kein Durchdrungensein von antikem Geiste. Diejenigen haben also Recht, welche sich weigern die Thätigkeit dieser Schulpoeten als eine Vorrenaissance zu bezeichnen. Dennoch wird man nicht umhin können, ihnen den Namen: Vorläufer des Humanismus zuzugestehen. Der Humanismus hat bekanntlich erst in seiner späteren Entwicklung und namentlich seit seiner Uebertragung auf deutschen Boden eine feindliche Stellung zu den Lehren der christlichen Kirche eingenommen, bei seinem Beginne in Italien dagegen gerade eine friedliche Verbindung antiker und christlicher Vorstellungen im Auge gehabt. Felippo Villani*) rechnet es zu den höchsten Verdiensten Dantes, dass „er zuerst die Phantasiegebilde der alten Dichter mit dem Christenglauben verbunden und gezeigt habe, dass schon in jenen Alten der heilige Geist wirksam gewesen sei". Dieses „Zuerst" ist nicht ganz richtig. Nicht Dante, son-

---

*) Blühte um 1364. Die betr. Stelle in seinem liber de civitatis Florentiae famosis civibus ed. Galletti (Firenze 1847) p. 8.

dern die ihm vorangehenden Schulpoeten des XII. und XIII. Jahrhunderts haben Anspruch auf diesen Ruhm. Sie sind es, die, nachdem ähnliche Bestrebungen Karls des Grossen an der Rohheit der Zeiten und den Schranken seiner eigenen Kraft gescheitert waren, zuerst eine dauernde und umfassende Verbindung antiker und christlicher Ideen ermöglichten. Freilich werden wir im Folgenden sehen, wie sie nicht über eine stoffliche Zusammenschweissung hinauskamen und in dieser Arbeit ihre ganze dichterische Kraft verbrauchten. Erst Dante hat aus den verschmolzen ihm überlieferten Stoffen ein Kunstwerk zu schaffen vermocht.

Auch die andere Seite unserer Betrachtung, das Verhältniss der Schulpoeten zu ihrer eigenen Umgebung, erinnert an das Heraufziehen der Renaissance.

Die Renaissance ist, wie Burckhardt so überzeugend nachgewiesen hat, nicht nur eine Erneuerung des Alterthums gewesen, sondern ausser und neben derselben eine bestimmte, eigenartige Entwicklungsform der modernen Völker, die Befreiung des Individuums aus der Gebundenheit des Gesammtgeistes, die Geltendmachung der selbstbewussten Persönlichkeit sowohl der Natur wie der menschlichen Gesellschaft gegenüber.

Und diese Bewegung beginnt bereits mit dem Ende des XII. Jahrhunderts, mit der Gährung, in welche die Kreuzzüge das gesammte Abendland versetzten, also gerade mit der höchsten Anspannung des Gesammtgeistes, welche das Mittelalter hervorgebracht hat.

Es ist oft wiederholt worden, wie sehr allein schon der äussere Gesichtskreis der abendländischen Völker durch die Kreuzzüge erweitert wurde; wie die Phantasie jedes Einzelnen durch die Bekanntschaft mit fremden Ländern voller Farbenpracht angeregt ward und die Freude an landschaftlicher Schönheit erst seit dieser Zeit offen in Worte ausbricht; wie sehr die Bedürfnisse durch die Berührung mit fremden Sitten gesteigert wurden und dadurch das ganze äussere Leben eine buntere, sinnlichere, mannigfaltigere Gestalt erhielt. Aber wichtiger ist es, dass auch die inneren Beziehungen der Einzelnen zum Gesammtleben der Völker wesentlich andere wurden.

Ganz anders intensiv, als etwa an den früheren Reichskriegen, hatte jeder Einzelne an diesen Kämpfen sich betheiligt; nicht um der Herrschaft eines Fürsten willen, sondern für eine auch den geringsten Lehnsmann begeisternde Idee hatte man gefochten, war das ganze Abendland aus den gewohnten Verhältnissen und Beschäftigungen herausgerissen worden. Und nun kehrte man in die alten Lebenskreise zurück und nahm die frühere Thätigkeit wieder auf; was war da na-

türlicher, als dass nun auch im Frieden der Einzelne eine viel selbständigere Theilnahme an dem Leben der Gesammtheit beanspruchte, dass man sich des Verhältnisses des Einzelnen zur Gesammtheit viel lebhafter bewusst wurde als bisher, dass in Staat und Kirche die Kritik erwachte! Freilich ist es damals nicht zu einer Zersplitterung der öffentlichen Ordnungen gekommen; im Gegentheil, auch sie sind damals neu belebt worden. Aber dass dieses auf staatlichem Gebiete vor Allem durch die städtischen Gemeinwesen, die ja gerade auf dem selbstthätigen Zusammenwirken der einzelnen Glieder beruhten, geschah; auf kirchlichem durch die Predigerorden, die gerade an die persönliche Gesinnung der einzelnen Christen sich wendeten, zeigt deutlich genug, auf welchem Wege man sich befand.

Wir werden nun nachzuweisen versuchen, wie derselbe Zug des Individuellen auch in der Schulpoesie des XII. und XIII. Jahrhunderts durch die starre Oberfläche der Regel bald hier bald dort hervorbricht und wie er sich, entsprechend den eben angedeuteten Hauptrichtungen der gesammten Zeit, besonders in zwei Erscheinungen äussert: der Natur gegenüber in dem Ausdruck eines liebevollen, wenn auch reflectirenden Mitempfindens; dem Menschenleben gegenüber in der Hinneigung zum Genre und zur Satire. Das Genre greift seiner Natur nach einzelne, selbst unscheinbare Aeusserungen individuellen Lebens aus der Masse des Geschehens heraus. In der Satire aber macht sich das Individuum nicht nur zum Darsteller, sondern zugleich zum Richter seiner Umgebung. Doch wollen wir gleich hier bemerken, dass im Gegensatz zur antiken Satire die mittelalterliche sich nicht so sehr auf die einzelne Persönlichkeit als auf gesellschaftliche Klassen richtet, dass sie nicht sowohl Charactertypen als vielmehr Standestypen zum Gegenstande ihrer Schilderung macht.

Wir wenden uns nun zum Einzelnen und glauben unsern Stoff am besten folgendermaassen zu gliedern:

I. Der Einfluss der Schule auf die Dichter und ihre Dichtungen:
   Geoffry Vinesauf und Eberhard von Béthune;

II. Einwirkungen der klassischen Muster:
   Heinrich von Settimello und Heinrich von Mailand;

III. Einwirkungen der örtlichen und zeitlichen Umgebung:
   1. Naturmalerei,
   2. Genremalerei und Satire,
   Bernhard von Gest und Nigellus Wireker.

In einem Anhang werden wir die Quellen der Alexandreis des Walter von Chatillon erörtern.

I.

Wir sind in der glücklichen Lage, zwei gerade auf der Grenzscheide des XII. und XIII. Jahrhunderts entstandene Werke zu besitzen, welche die Bedeutung der Schule für die lateinische Dichtung jener Jahrhunderte äusserst klar veranschaulichen, also vor Allen geeignet sind, in das Wesen dieser Dichtung einzuführen. Es sind die Poetiken des Geoffry Vinesauf und des Eberhard von Béthune*). Wir stellen sie an die Spitze unserer Darstellung.

Galfridus de Vino Salvo (wie des Ersteren lateinischer Name lautet) war ein Engländer. Was wir über sein Leben wissen, ist recht spärlich. Er widmete sein Werk, die poetria nova**), dem Papste Innocenz III. und reiste nach Rom (v. 31), vermuthlich um den Eindruck dieser Widmung durch persönliche Ueberreichung zu verstärken. Wenigstens ist von einem sonstigen, religiösen oder politischen Zweck dieser Reise nichts Sicheres bekannt. Sie würde das einzige uns überlieferte Ereigniss aus dem Leben des Dichters sein, wenn eine andere Schrift, die von Gale unter dem Namen des Geoffry veröffentlicht ist***), in Wirklichkeit ihm abzusprechen wäre: das Itinerarium regis Ricardi in terram Hierosolymorum. Es wurde zuerst von Bongars als anonymes Werk herausgegeben in seinen Gesta Dei per Francos, dann von Casp. Barth einem gewissen Guido Adduanensis beigelegt, um dieselbe Zeit von Gale dem Geoffry zugeschrieben, in neuester Zeit von Th. Wright †) ohne nähere Begründung Richard dem Kanoniker. Ich gestehe, dass selbst wenn Gale, wie es scheint, keine

*) Die Poetik des Hieronymus Vida (saec. XV) ist für die Erkenntniss der mittelalterlichen Dichtung überhaupt nicht zu verwerthen.

**) Gedr. bei Leyser historia poetarum et poematum medii aevi p. 862—978.

***) Scriptores Anglicanae historiae II. 247—429.

†) Biographia Brit. Liter. II. 402. Unbestimmt äussert sich Riezler, Forschungen p. 105, über den Verfasser, verhält sich aber gegen den Geoffry besonders ablehnend.

Handschrift als Gewähr für sich anführen konnte, mir seine Identificirung des Verfassers mit dem Geoffry ausserordentlich ansprechend erscheinen würde. Der Geist des Itinerars und derjenige der Poetria stimmen auffallend überein. Wir lernen in dem Verfasser der Poetria einen Mann kennen, der den zeitgenössischen Ereignissen ein lebhaftes Interesse entgegenbringt. Er ist Engländer mit Leib und Seele und von starkem Hass gegen die prahlerischen Franzosen erfüllt. „Was klirrt Ihr mit Waffen und schmückt Euch mit Helmen?" ruft er ihnen zu (v. 511 ff.), „Wolle zu spinnen seid Ihr geschickt! legt daher fort den Schild!" Er preist in überschwenglichen Worten den Ruhm des löwenherzigen Richard (v. 325 ff.), richtet während dessen Gefangenschaft ein inständiges Gedicht an den Kaiser um Freilassung seines Königs*) und klagt nach dessen Tode in wahrhaft leidenschaftlichen Versen das grausame Geschick seines verlassenen Vaterlandes an (v. 365 ff.). Und nun sehe man, wie der Verfasser des Itinerars seinen König verherrlicht, wie er seine glänzende Erscheinung, seine Waffen, sein spanisches Ross beschreibt (p. 325); mit welchem Stolze er von dem Eindrucke berichtet, den die Einfahrt seiner Flotte in den Hafen von Messina gemacht habe, der laute Hörnerschall, die unermessliche Menge der Last- und Kriegsschiffe, die stolze Haltung des Königs selber vorn am Bug seines Schiffes, und in wie absichtlichen Contrast er hiermit die geräuschlose und unscheinbare Ankunft des französischen Königs setzt (p. 307. 308); man lese, wie bitter er den König Philipp August anklagt, als er dessen frühe Rückkehr in die Heimath berichtet (p. 343); wie heftig er die Verweichlichung der zurückgebliebenen französischen Krieger in Tyrus geisselt, ihre weibischen Sitten, ihre Völlerei und Ruhmredigkeit (p. 383) — und man könnte glauben, noch immer den Verfasser der Poetria reden zu hören. Fügen wir hinzu, dass der ganze Ton des Itinerars ein dichterisch erregter, namentlich bei lebhaften Beschreibungen sich zur vollen Höhe erhebender ist (vgl. z. B. den Abschied der Kreuzfahrer p. 304), dass in Beschreibungen auch Geoffry seine Hauptstärke sucht, so wird man einräumen, dass die Identificirung der beiden Verfasser, des Dichters mit dem Historiker, zum mindesten eine äusserst glückliche Vermuthung Gales war, die man ohne dringende Nöthigung nicht gerne aufgeben wird. Und eine solche Nöthigung sehe ich weder in jener ganz ungewissen Beziehung

---

*) Martène et Durand, ampl. coll. I. 1000. Von Leyser fälschlich der Poetria angehängt.

des C. Barth auf den ganz unbekannten Guido Adduanensis*), noch in demjenigen, was Pauli Geschichte Englands III. 875 für die Autorschaft jenes Kanonikers Richard anführt. Er bezieht sich auf eine Stelle bei Radulfus Coggeshale, wo Diejenigen, welche Näheres über den Krieg gegen Saladin zu wissen wünschen, auf ein Buch verwiesen werden, welches ein Prior des Trinitätsstiftes zu London aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt habe. Aus jenen angeführten Auslassungen des Itinerars über die Franzosen scheint mir aber deutlich hervorzugehen, dass dieses eine Uebertragung aus dem Französischen nicht sein konnte, dass also, wenn jener Kanoniker Richard auch wirklich jener Prior und der Verfasser jener Uebersetzung war, er damit doch noch nicht als der Verfasser dieses Itinerars gekennzeichnet ist.

Nehmen wir aber dieses Itinerar für Geoffry in Anspruch, so gewinnen wir für die Anschauung seiner Lebensumstände nicht Unwesentliches. Denn der Verfasser war Theilnehmer jenes Kreuzzuges, er vergleicht sich in der Vorrede selbst mit dem Phrygier Dares, der als Augenzeuge den trojanischen Krieg beschrieben habe, und sagt, dass er mitten im Lager und unter Waffengeklirr seine Feder führte (p. 247). Bei dem Zuge selbst befand er sich nicht auf der Flotte, die über Gibraltar nach Messina segelte, sondern in dem Heere des Königs, welches durch Frankreich marschirte und erst in Marseille sich einschiffte (p. 306). Dann hat er im heiligen Lande zum Fussvolk, nicht zu den Rittern gehört und hat als solcher nach dem Vertrage von 1192, während Richard im Lager bei Joppe krank lag, die Pilgerschaar begleitet, die unter Radulf Teissun die heiligen Stätten aufsuchte. Ausdrücklich berichtet er, dass er das Grab des Herrn, den Calvarienberg, die Zionskirche, den Tisch, an dem der Herr das Brod brach, auch das Grab der Maria im Thale Josaphat gesehen habe (p. 425. 26). Auf der Rückfahrt scheint er sich nicht bei der königlichen Abtheilung befunden zu haben. Es ist anzunehmen, dass er nach England zurückkehrte und hier seine Kriegsgeschichte weiter ausarbeitete und abschloss. Da sie zum Schlusse noch die Freilassung des Königs und seine glücklichen Kämpfe in der Normandie erwähnt, so ist sie nicht vor Ausgang des Jahres 1194 beendet. Bald nachher muss die Poetria enstanden sein, vollendet ist sie nicht vor Ende 1199, vielleicht in den Anfangsjahren des folgenden Jahrhunderts. Wenigstens zeigen die Einzelheiten**)

---

*) Vgl. Fabricius biblioth. mediae latin. VII. 369.

**) Der Verfasser weiss z. B. noch, dass R. gerade an einem Freitag verwundet wurde und dass er noch 12 Tage krank lag.

jener obenerwähnten Todtenklage um König Richard, die einen Theil der Poetria ausmacht, dass dieses Werk zu einer Zeit entstanden ist, wo die Erinnerung an jenes Nationalunglück noch sehr lebendig war. In diese Jahre muss dann auch die Reise des Geoffry nach Rom und seine Begegnung mit Innocenz III., die offenbar einen mächtigen Eindruck auf ihn machte, zu setzen sein. Sie ist das Letzte, was wir von ihm wissen. Denn zwei andere, über diese Zeit hinausreichende Schriften sind ihm offenbar mit Unrecht zugeschrieben worden.

Zunächst die Historia captionis Damietae (Gale II. 435) von den Jahren 1218—19, die sich bei Potthast unter dem Namen des Galfrid findet. Auch der Verfasser dieser Schrift war Augenzeuge der von ihm berichteten Ereignisse. Schon dies macht es unwahrscheinlich, dass Geoffry, der bereits hinreichend die Gefahren und Mühen eines morgenländischen Krieges kennen gelernt hatte, der Autor sein sollte. Dann aber waren englische Krieger überhaupt bei der Eroberung Damiettes nicht betheiligt. Die Könige von Jerusalem, Ungarn und Cypern, die Herzöge von Oesterreich und Mähren und andere deutsche Reichsfürsten waren es, in deren Gefolge der Verfasser zu denken ist. Nichts weist darauf hin, dass er ein Engländer war.

Geradezu undenkbar aber ist es, dass Geoffry der Verfasser der anderen ihm beigelegten Schrift sei: der metrischen Satire de statu curiae Romanae (gedr. bei Flacius, Varia doctorum piorumque de corrupto eccl. statu poemata. ed. 1754 p. 431—66). Ein Geistlicher, Namens Gaufredus, befindet sich auf der Heimreise von Rom; ein Anderer, Namens Aprilis, begegnet ihm unterwegs und bittet ihn, da er selbst noch unbekannt sei in der ewigen Stadt und viel Schlechtes von ihr gehört habe, ihm zu erzählen, wie es dort zugehe. Gaufredus ist nicht wortkarg und gibt nun eine lange eingehende Schilderung von der Lage der Stadt, ihrem Klima, von den geistlichen Behörden, den Procuratoren, den Grossariern (= notarii), den Correctoren, dem geistlichen Oberrichter (de auditore contradictarum), dem Vicekanzler, dem Lector, den Cardinälen, dem Papste, den Nepoten, den Passausstellern (de bullatoriis), endlich den Cardinalbeichtigern (de poenitentariis). Alles in dem Tone ironischer Lobpreisung, aber durchgängig so plump und ungeschickt, dass man fortwährend in Zweifel bleibt, ob der Verfasser nicht eigentlich im Ernste rede, und erst durch die Schlussworte des Ganzen: O miser Aprilis, haec fuit antiphrasis! über die wahre Gesinnung desselben aufgeklärt wird. Es ist nun nicht zu leugnen, dass die grobe Ironie dieses Gaufredus recht wohl übereinstimmt mit der Theorie, die unser Geoffry in seiner Poetria 448 ff. über diese Dar-

stellungsart aufstellt, indem er den Ironiker mit einem Spaziergänger vergleicht, der den Begegnenden von vorne höflich grüsst, dann aber sich umdreht und ihm hinter seinem Rücken eine lange Nase dreht. Das darf uns aber nicht verleiten, die beiden Verfasser zu identificiren. Der Verfasser der Poetria ist ein entschiedener und ernster Anhänger der kirchlichen Reformpartei, er ist über die eingerissene Zuchtlosigkeit der Geistlichen von Schmerz und Ingrimm erfüllt, aber er ist ein ebenso entschiedener Anhänger des Pabstthums. Gerade an den Pabst Innocenz III. richtete er ein langes, in der Poetria (v. 1280—1525) erhaltenes, Gedicht, in welchem er sich von dem festesten Vertrauen in die Kraft und den hohen Beruf des Pabstes beseelt zeigt und denselben auffordert, so straff, wie es ihm irgend zukomme, die Zügel der Welt anzuziehen und so die entfesselten Geister wieder zu bändigen. — Der andere Gaufredus dagegen ist nichts weiter, als ein ziemlich langweiliger Spötter, dem ein heiliger Zorn über die Schmach der Kirche offenbar ebenso fern liegt wie irgend ein Rest von Respect vor den päbstlichen Institutionen oder der Person des Pabstes. Der Bewunderer Innocenz des Dritten müsste wunderliche Wandlungen durchgemacht haben, wenn er mit solchem ironischen Gleichmuth von der Nepotenwirthschaft seiner Nachfolger hätte reden können! Von richtigem Gefühle zeugt es daher, wenn Th. Wright (Br. Lit. II. 402) jenes Gedicht dem Geoffry kurz abspricht und ebenso, wenn er hinzusetzt, „es trage innere Merkzeichen an sich, dass es nicht vor der Mitte des XIII. Jahrhunderts entstanden sei“. In der That, zwei äussere Merkzeichen lassen hieran keinen Zweifel übrig. Die Erwähnung der rothen Cardinalshüte (p. 451) zeigt, dass wir es nicht v o r Innocenz IV., die Erwähnung des Cardinals Gaëtani (p. 456), dass wir es n a c h 1281 zu setzen haben; denn in diesem Jahre wurde Benedict Gaetanus, der spätere Bonifaz VIII., von Martin V. in das Cardinalscollegium aufgenommen. Die Schilderung der Nepotenwirthschaft (p. 463. 64) werden wir demnach als eine Illustration ansehen können zur Regierung des Vorgängers jenes Martin, des berüchtigten Nikolaus III. (1277—80), berüchtigt wegen massloser Erhöhung seiner Verwandten, von Dante als Simonist*) den Verdammten beigesellt.

Schliesslich noch eine kurze Bemerkung über jenen Kirchenfürsten, welchem Geoffry seine Poetria neben dem Pabste widmete. Er nennt ihn Wilhelm und „die Blüthe des Reiches“; „auf seinen Rath stützen

---

*) wenn auch mit Unrecht: Döllinger Kircheng. II. 229 2. Aufl.

sich die Könige bei ihren grossen Reichsgeschäften". Bale in seinen Script. Brit. Cent. III. 4. 38, dem Leyser folgt, hielt diesen Wilhelm für den Bischof von Ely, den bekannten königlichen Kanzler. Das ist aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil dieser Bischof schon 31. Jan. 1197 starb. Unter den 3 gleichzeitigen Bischöfen Englands (denn die Bezeichnung archiepiscopus in der Ueberschrift muss ein Schreibfehler sein) mit diesem Namen, dem von Hereford, von Lincoln, von London hat vielleicht der letzte, der von 1199—1221 seinen Sitz inne hatte, am meisten Anspruch, für den Adressaten gehalten zu werden. —

Wir wenden uns nun zu dem Leben des anderen obgenannten Autors, des Eberhardus Betuniensis. Ueber dasselbe sind wir noch weit mangelhafter unterrichtet als über das des Geoffry. Wahrscheinlich, weil durch das Zeugniss des Heinrich von Gent (de script. eccl. c. 60 Fabric. bibl. eccl. p. 128) bestätigt, ist es, dass er seinen Beinamen von seiner Vaterstadt Béthune in Artois erhalten hat*). Gewiss ist, dass er ein armer Schlucker war. Er studirte wohl zuerst in Orléans (Labyrinthus III. 360 ff.); doch die klassischen Autoren, an deren Quell er sich dort stärkte, halfen ihm zu seinem äusseren Glücke wenig, er kam zurück, „ohne Rock und ohne Lampe, bleich und mager." Er wandte sich nach Paris; doch er selbst nennt diese Stadt „für die Reichen ein Paradies, für die Armen ein unersättliches Meer". So mag er denn nur durch äussere Noth getrieben, sich dem Lehrfache zugewendet und sei es in seiner Vaterstadt sei es in Paris eine Privatschule errichtet haben; wie das so manche Andere aus gleichen Gründen thaten, z. B. Alexander de villa Dei und dessen Freunde, von denen bei Leyser p. 768. 69 ein Helmstädter Manuscript berichtet, sie hätten begonnen paupertate coacti scholas particulares regere. Denn dass Eberhard an einer Domschule unterrichtet habe, ist wegen seiner endlosen Klagen über die schlechte Bezahlung und das Hungerleiden der Schul-

*) Obwohl solche Beinamen ebenso gut auf den Wohnort gehen können, z. B. bei Gottfried von Viterbo, bei Walter von Chatillon. Gewiss auch bei Peter von Eboli, da der Beweis des ersten Herausg. seines Gedichtes, Engel, für die Herkunft des P. aus Eboli ganz ungenügend ist und die Urk. bei Huillard Bréholles hist. dipl. Frider. II. II. 111 zeigt, dass dem Dichter eine Mühle bei Eboli geschenkt worden war. Schade übrigens dass P. in dieser Urk. schon als todt bezeichnet wird; sonst hätte man in dem Petrus de Ebulo, der bei Riccardus de S. Germano zu 1225 und 26 dreimal als magister justitiarius der Terra di Lavoro genannt wird, eine recht hübsche Ergänzung zum Leben des Dichters.

meister nicht wahrscheinlich. Hatte doch noch die 3. Lateransynode von 1179 es eingeschärft, dass an jeder Kathedrale dem Magister, der die Kleriker und arme Schüler gratis unterrichte, ein zureichendes Beneficium angewiesen werden solle*). Innere Berufsfreude konnte dem Eberhard auch keinen Ersatz bieten für seine äusseren Leiden, er langweilte sich gründlich bei all dem Dekliniren (III. 374) und scheint seine einzige Freude in der Schriftstellerei gehabt zu haben. Er schrieb eine Synonymik unter dem Titel Graecismus, die er selbst in seiner Poetik (III. 71) erwähnt und dann eben diese Poetik unter dem bezeichnenden Titel Labyrinthus sive carmen de miseriis rectorum scholarum (bei Leyser p. 796—854), ein wunderliches Gemisch von Lehr- und Klaggedicht. Wenn man dem Distichon in dem Schol. zu Henr. Gandav. a. a. O. und bei Leyser p. 795 trauen darf, dass der Graecismus 1212 verfasst sei, so würden wir in dieser Jahreszahl demnach den terminus a quo für die Entstehung des Labyrinthus haben. Jedenfalls kannte der Verfasser die Poetria des Geoffry; denn nicht nur weist die III. 67 erwähnte ars nova scribendi (wie schon der Herausgeber bemerkte) mit grosser Wahrscheinlichkeit auf jenen Autor hin, nicht nur sind die poetischen Doctrinen bei Beiden im Wesentlichen übereinstimmend, es findet sich auch ein Fall von offenbarer Benutzung. Geoffry beginnt v. 1878 von der schmucklosen Darstellung zu reden, die er besonders bei komischen Erzählungen für wirkungsvoll hält: est quandoque color vitare colorem. Als Beispiel folgt nun eine sonderbare Geschichte von drei Junggesellen, die zusammenleben und abwechselnd die Wirthschaft führen; der Eine derselben wird geschildert wie er Feuer anmacht, dann Wasser holen will, aber dabei zu Fall kommt,

manus arripit urnam
Fons petitur, lapis objicitur, pes labitur, urna
Frangitur.

Die drei Junggesellen gehen dann einen neuen Topf zu kaufen und nehmen an dem Kaufmann, der ihnen Nichts ablassen will, eine wunderliche Rache. Nun vergleiche man damit das Beispiel, welches Eberhard II. 168 für eben dieselbe Theorie giebt:

Exit servus habens urnam manibus. Lapis obstat
Nutat pes, urna frangitur, ille gemit.

Kein Zweifel, dass er hier das ausgeführtere Beispiel seines Vorgängers im Sinne hatte und auf seine Weise zustutzte**).

---

*) Hefele Conciliengesch. V² 635.

**) Ducange s. v. Militia citirt auch eine Schrift „gegen die Waldenser“ von demselben Eberhard. Diese ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Wir wollen nun diese beiden Poetiken einer vergleichenden Betrachtung unterwerfen, um so zugleich sowohl die Verschiedenheit in manchen einzelnen Auffassungen beider Autoren als auch die Gemeinsamkeit in ihren Grundansichten überblicken zu können.

Keine Frage ist es, dass an Reinheit des Geschmackes und Sicherheit des Urtheils der weltkundige, viel erfahrene Engländer den französischen Schulmeister weit überragt. Wir begegnen bei ihm nicht selten Ansichten, die von einem nicht gemeinen Nachdenken und von wenigstens origineller Auffassung zeugen. Er verlangt, dass der ganze Kreis der Dichtung erst ausgemessen sei und bereits als deutliches Bild in der Vorstellung des Dichters schwebe, ehe mit der Ausführung des Einzelnen begonnen werde (v. 55 ff.). Er vergleicht die Dichtkunst mit einem Edelknaben (v. 69 ff.), der am Anfang des Gedichtes den zu Besingenden feierlich empfängt, dann im Verlaufe desselben als vornehmer Gastgeber ihn an eine glänzende Tafel führt und schliesslich mit Heroldston ihn ehrfurchtsvoll entlässt. Er fordert (v. 744 ff.) die möglichst harmonische Uebereinstimmung von Inhalt und Form und warnt vor der eitelen Tünche leeren Wortzierathes. Er redet (v. 804 ff.) der Vermenschlichung der Natur das Wort und erklärt den Reiz einer solchen Vermenschlichung daraus, dass wir uns gerne selbst im Spiegel der Natur erblicken. Er hält (v. 843 ff. 1222) eine zarte Mischung von Gegensätzen, von Anmuth und Würde, von Gewandtheit und Kraft für die höchste Kunst. Er billigt das Wort der Alten (v. 1082 ff.): man müsse sprechen wie die Vielen und denken wie die Wenigen. Kurz, wir können nicht umhin, manch bemerkenswerthen Ansatz zu einer feineren Auffassung seines Themas bei diesem Engländer anzuerkennen. Und dennoch, im Grossen und Ganzen, in seinen letzten Principien steht er keine Stufe höher als sein artesischer Fachgenosse. Auch ihm gilt, wie jenem und wie fast allen Dichtern der Zeit die Dichtung im Grunde nicht als Kunst, sondern als Handwerk*).

Und wie können wir uns darüber wundern, wenn wir annehmen müssen, dass die Mehrzahl dieser Dichter unter ähnlichen Umständen und in ähnlicher Stimmung zu der Feder griff wie dieser arme Eberhard, an den wir nicht ohne eine Art lächelnder Rührung denken können! Denn, wenn auch wohl die Wenigsten mit solcher Noth zu

*) Es ist bekannt, dass Chaucer sehr auf die Poetria herabsah. Wie weit übrigens ihr Einfluss sich erstreckte, zeigt u. A., dass Salimbene zwei Verse (280. 81) aus ihr anführt. Monumenta histor. Parmens. III. p. 223.

kämpfen hatten, der Schule standen sie doch Alle mehr oder weniger nahe, und gerade über sie und ihren Einfluss auf die Dichtung giebt uns der Labyrinthus die werthvollsten und traurigsten Aufschlüsse. Der Anfang des Gedichtes versetzt uns noch vor die Geburt des zukünftigen Schulrectors. Die Natur*) wird vorgestellt, wie sie im Leibe einer Mutter ihr Schöpfungswerk verrichtet. Doch als sie merkt (woran? ist nicht recht klar), dass sie einen zukünftigen Magister unter den Händen hat, da unterbricht sie ihr Werk und wünscht es wieder ungeschehen zu machen. Doch die Natur hat keinen eigenen Willen, sie steht im Dienste Gottes und muss dessen Werke auch gegen ihren Willen ausführen. So kann sie dem Armen nur vorhersagen, was ihn erwartet, sein Schicksal nicht aufhalten. Den ganzen Himmel hat sie durchspäht, aber kein Gestirn entdeckt, welches ihm freundlich schimmerte: der böse Saturn und Mars stehen in seinem Zeichen. Nur Mühe und Arbeit stehen ihm bevor**); wenn Andere die Bücher des alten und neuen Testamentes lesen können, oder Ptolemäus, Euklid, Guido von Arezzo, Boethius, Cicero, Aristoteles, Galen, Florus, Makrobius, Platons Timäus, Gratian oder Justinians Gesetzbücher, so wird es ihm vorbehalten sein, die Fibel zu studiren und die Donate und Catone. Weinend wird nun der Schulmeister geboren; das ist so bei allen Menschen, ihm aber sagt es Mehr als den Uebrigen: sein ganzes Leben wird ein Nachklang dieses Schreies, e i n Jammer, e i n e Trübsal sein. Auch die Fortuna, die darauf an die Wiege tritt, verkündet dasselbe: gut geht es in diesem Leben dem Rechtsverdreher, gut den Aerzten***), gut den Heuchlern, es glückt der Hefe der Menschen, den Hofnarren und Schmeichlern. Aber die Guten (zu diesen scheint also der Magister zu gehören), die werden verachtet, die Sehenden den Blinden nachgesetzt. — Der Knabe wächst nun heran und seine Gaben bilden sich aus. Bei dieser Gelegenheit unterlässt es der Dichter nicht, uns seine Ansicht über die Vertheilung der einzelnen Geisteskräfte mitzutheilen. Er theilt das Gehirn in 3 Kammern, die erste fasst auf, die zweite unterscheidet, die dritte sammelt und behält die Formen der Dinge, die Phantasie sitzt in der ersten, die Vernunft in der zweiten, das Gedächtniss in der dritten; geschwängert werden alle drei nur durch

---

*) Exhorret n a t i v i a parens, dum matris in alvo u. s. w., ohne Zweifel zu l.: n a t u r a.

**) Dicit et impingit m a t r i simulacra laborum v. 51. Das heisst doch: der Mühen, die der S o h n zu erwarten hat.

***) Vgl. Vincenz v. Beauvais, von der Erziehung c 13, bei Schlosser I. p. 52.

den Sinneneindruck, dieser ist die Wurzel aller Erkenntniss. Man sieht deutlich den arabisch gefärbten Aristoteles. — Nun tritt die Philosophie, die Königin der Künste, auf, ihre 7 Töchter um sich her und ergeht sich in längerer Rede über das Wechselverhältniss zwischen ihr selber und den einzelnen Wissenschaften; vor Allem preist sie die Grammatik, ihr empfiehlt sie den lernbegierigen Jüngling *). Die Grammatik wendet sich also an denselben und giebt ihm allerlei gute Lehren über seinen Beruf, sie verschmäht es aber auch nicht, ihm über sehr wenig ideale Dinge die nöthige Aufklärung zu geben. „Denn schliesslich, sagt sie, kommt es doch darauf an, dass Du von Deiner Arbeit auch etwas hast, dass Dir der Lohn, den Du als Labsal für Deine Plackereien fordern kannst, nicht entgehe **). Da sieht es nun freilich schlecht aus: vom Armen darfst Du billigerweise Nichts fordern als den Gotteslohn, der Reiche pflegt verschwenderisch mit Versprechen, geizig mit der Erfüllung zu sein ***); Dir bleibt also Nichts übrig, als Dich an den Mittelstand zu halten, nur dann kannst Du einigermassen auf Bezahlung rechnen.“ Und nun nimmt endlich auch die Poesie, die Dienerin der Grammatik, das Wort (253 ff.) und beginnt den eigentlichen Unterricht. „Dir werde ich Viel zu schaffen machen (tibi pars ero magna laboris), Du wirst meine Stärke kennen lernen“, so lauten ihre ermunternden Eingangsworte. Es folgen dann im zweiten Tractat und in der Hälfte des dritten ihre Anweisungen zur Verfertigung eines regelrechten Gedichtes. Wir werden später auf sie zurückkommen, jetzt sind wir vor Allem gespannt, welchen Eindruck diese Lehren auf den jungen Scholar wohl gemacht haben werden. Der Unglückliche! all die Weisheit hat er ruhig angehört, jetzt ist ihm zu Muthe, als sässe er im Labyrinthe, als klänge ihm der Jammer eines Gefängnisses oder Trauerhauses in den Ohren (III. 252)!

Talibus instructus sedet in laqueo labyrinthi
Carcere clamoso luctinosaque domo

sagt der Dichter in eigentlich unübersetzbarer Holperigkeit, die aber gerade an dieser Stelle einen sonderbar komischen Reiz hat. So sitzt der Arme da, bekümmert und dumm im Kopfe, da tritt die Elegie, die mitleidige, an ihn heran und sagt: Dich drücken die Leiden des Ka-

---

*) v. 187 übrigens festiva für festina zu lesen.

**) v. 235 Languescit manuum labor immunis labiorum — ist das in ehrlichem Deutsch zu übersetzen: „ohne Spucke geht die Arbeit nicht von der Hand“? oder ist eine Conjectur nöthig? aber welche?

***) v. 245. 46 in letzterem zu lesen: si sapis für sic capit.

theders, die Mühe, der Aerger, die Armuth. Ja, das Loos des Schulmeisters ist ein jämmerliches. Wie verleiden ihm die Eltern seiner Schüler das Leben! Der Eine giebt die Hälfte des bedungenen Lohnes, der Andere sagt, sein Junge hätte Nichts gelernt, und zieht daher Alles zurück, der Dritte schwört, Dir bereits gezahlt zu haben, der Vierte giebt süsse Worte statt Geldes. Und bringst Du auch die Sache vor Gericht, so bekommst Du im besten Falle doch nur die Hälfte, die andere nimmt der schlaue Anwalt für sich in Anspruch*). Und wie leichtsinnig sind die Schüler! Nicht die Wachstafel gefällt ihnen, sondern die Geldtasche, nicht der Griffel, sondern der Würfel. nicht der trocus (= Kreisel), sondern der globus (= ?), anstatt des Studiums lieben sie die Kneipe, anstatt der Bücher die Buhlerin; Aufsätzigkeit vertritt ihnen den Aufsatz, Unverträglichkeit das Lesen, eine Prügelei das Versemachen. Strafst Du sie mit Worten, so blasen sie sich auf und quacken nur um so lauter, züchtigst Du sie mit der Ruthe, so zerfliessen sie in Thränen wie Wachs am Feuer. Und was für Plage hast Du mit den Dummen! leichter könntest Du auf Stahl schreiben, als ihnen Deine Worte einprägen! Andere wieder nehmen leicht auf, aber behalten Nichts und was macht man mit einem flüssigen Hirn, einem Fass ohne Boden? Noch andere sind so unbeständig, dass sie es nirgendswo aushalten und lieber an zehn als an einem Orte studiren; diese hast Du so sicher in der Hand wie eine Schlange; forderst Du Deinen Lohn, so entschlüpfen sie. Die Meisten, die des Morgens wie Schildkröten zur Schule kriechen, springen Abends wie die Hasen davon; und jede Stunde, die sonst zu kurz, scheint zum Lernen zu lang zu sein. Der Unterricht behagt ihnen wie der Taxus der Biene, wie das Wasser der Katze, wie der Stock dem Hunde. Und dazu verdirbst Du Dir die Nachtruhe und verdummst durch das Lesen bei der Lampe Dein Gehirn. Und was für langweilige Arbeiten erwarten Dich am Tage, wenn die Schüler ihre Arbeiten der Reihe nach abgeben, wenn sie von früh bis spät Dir vordecliniren, wenn Du die Klagen der Eltern anhören, wenn Du als Richter auf dem Katheder sitzen und irgend einen Streit um des Kaisers Bart entscheiden musst!

Und wenn Du nun gar Deine Collegen ansiehst, was für traurige Menschen sind das grossentheils! Unwissend besteigen sie das Katheder, nur den Namen, nicht die Sache wollen sie, der A f f e vom Gelehrten sind sie durchgängig. Und doch machen solche Leute Glück, der Unwissende geht dem Gelehrten vor, weil er besser versteht zu

*) dividit illud Lingua patronantis.

schmeicheln. So muss denn der Papagei der Gans, der Schwan der Krähe, die Nachtigall dem Raben weichen *). — Mit solchem Seufzer endet diese Nachtigall **) und gesteht uns selbst, dass sie von der Anstrengung ganz müde geworden sei und kaum mehr auf den Beinen stehen könne (III. 405).

In der That, aufrichtiger als in diesem Gedicht ist wohl nie ausgesprochen worden, welches die eigentliche Herzensstimmung der meisten damaligen Poeten war, die in prächtigen Heldengedichten, pompösen Beschreibungen und wohlgemeinten Lehrgedichten sich so sichtlich und vergeblich abmühen, uns eine bessere Meinung von sich beizubringen. Denn, wie schon oben angedeutet wurde, sie alle standen mit der Schule in Verbindung, sie alle waren, wenn auch nicht selbst Lehrer der Grammatik und Rhetorik, so doch Studenten derselben gewesen, hatten in ihren entscheidenden Bildungsjahren die Anschauungen in sich aufgenommen, von denen das eben im Umriss mitgetheilte Gedicht ein so deutliches Bild giebt. Es brauchte daher kaum eines Beweises, dass jener Eberhard mit seinen Ansichten nicht alleine stand; dennoch wollen wir, um jeden Zweifel aufzuheben, aus der übrigen Poetenschaar wenigstens Einige herausgreifen, die ihre Geistesverwandtschaft mit ihm nicht verleugnen können. Zunächst lässt es sich nur aus diesem Schultreiben mit seinen Intriguen und Coterien recht erklären, dass die namhaftesten Dichter sich genöthigt sahen, am Anfang oder Ende ihrer Werke gegen Neid und Missgunst sich zu verwahren. So erklärt Walter von Chatillon, ein Dichter, dem vielleicht so viel Beifall geschenkt worden ist, wie Keinem seiner Zeitgenossen, in dem prosaischen Vorwort zu seiner Alexandreis: „Es ist Brauch und Sitte, dass wenn etwas Neues vor die Ohren des Publikums gebracht wird, die Menge sich nach ihren Neigungen theilt, und dass der Eine zustimmt und das Gehörte für rühmenswerth erklärt, der Andere, sei es von Unwissenheit verleitet, sei es von dem Stachel des Neides getrieben, selbst treffliche Worte herabzieht und wohlgefeilte Verse noch einmal auf den Ambos gebracht haben will. Und es ist merkwürdig: das Menschengeschlecht ist von seiner ursprünglichen Natur, nach welcher Alles, was Gott gemacht hat, sehr gut war, so abgewichen, dass es jetzt geneigter ist zur Verdammung als zur Nachsicht, und dass es lieber das Mittelmässige noch verkleinert als es nach der besseren

*) Was v. 404 astalapho bedeutet, ist mir nicht klar; sollte vielleicht alcyoni zu lesen sein?

**) Denn was noch folgt, bezieht sich nur auf Cultgedichte.

Seite hin auslegt.“ Und noch auffallender ist es und nur durch ähnliche Zustände wie die geschilderten zu begreifen, wenn Joseph von Devonshire sein nicht selten von antikem Schwung getragenes Gedicht über den trojanischen Krieg durch den sonderbaren Schluss entstellen konnte:

> Vive liber, liberque vige: sed si qua nocebunt
> Disce libens livore nihil sublimius esse.
> Cum tibi mordaces obliquent laeva cachinnos
> Murmura, cum cupiant linguis lacerare profanis
> Sis utinam invidia dignus, quae summa lacessit
> Quam pascit praesens extremaque terminat *) aetas.

Auch der Nutheticus, den Johannes von Salisbury seinem Policraticus voranschickte, zeigt eine ähnliche Stimmung.

Nicht anders ferner als aus einer schulmässigen Regulirung des Geschmackes lässt sich die wahrhaft erstaunliche Gleichförmigkeit und Eintönigkeit der Redewendungen, Bilder, Vergleiche, ja der ganzen Anlage all dieser Gedichte erklären. An hunderten von Beispielen liesse sich nachweisen, wie ganz feststehende, typische Wendungen durch die verschiedenartigsten Gedichte sich hindurchziehen: so die Antithese von mel und fel, die aus dem Thierreiche genommenen Vergleiche zur Bezeichnung des Gegensatzes vom äusserlich Kleinen zum innerlich Grossen (z. B. der Anonymus ap. Leyser. p. 2058 ff. v. 44—58, Henr. Settim. IV. 193 ff. Brunellus p. 21), die Verwünschungen der menschlichen Geburt (Henr. Sett. I. 237 ff. Henr. Mediol. p. 9. Brunell. p. 22), die Vorwürfe gegen die Fortuna, dass sie aus einer Mutter zur Stiefmutter geworden sei (Gualt. Alexdr. II. 179. Henr. Sett. I. 41), die barocke Vorstellung, dass bei einem besonders zahlreichen Sterben alle drei Parzen damit beschäftigt sind, die Fäden abzuschneiden (Gualt. Alexdr. V. 142 f. Albert. Stad. Troilus IV. 295 ff.) u. A. m. Nur auf zwei derartige Beispiele möchten wir näher eingehen, da sie, aus historischen Gedichten genommen, zugleich auf den Character derselben als geschichtliche Quellen ein Streiflicht werfen. Peter von Eboli in seinem Gedichte über die Kämpfe Heinrichs VI. mit Tancred giebt v. 1119 ff. eine genaue Aufzählung aller Hülfsvölker, aus welchen die kaiserliche Flotte bestanden habe. Die detaillirten Angaben über Stärke und Zusammensetzung der einzelnen Truppenkörper könnten verleiten, diese

---

*) Wohl zu lesen: germinat.

Nachrichten als geschichtlich glaubhaft anzusehen *). Vergleichen wir aber mit denselben z. B. bei Gualt. Alex. X 267 ff. die Aufzählung der Völker, welche dem Alexander Geschenke nach Babylon bringen oder eine ähnliche in dem von Wattenbach Münch. S. B. 1873 p. 704 ff. veröffentlichten Streite Amors mit dem Gelde, so werden wir schon zu der Annahme neigen, dass eine solche Völkeraufreihung zu den Erfordernissen oder wenigstens Feinheiten eines regelrechten Gedichtes gehört habe. Die Erwähnung des englischen und französischen Königs und des Pommernherzogs unter den Hülfe Schickenden zwingt uns vollends dazu, diesen ganzen Schiffskatalog für historisch werthlos zu erklären. Von den beiden Ersteren ist uns eine solche Vasallenleistung anderweitig nicht bestätigt, der Letztere hatte sich 1185 sogar förmlich seiner Lehenspflicht gegen das Reich entledigt und dem dänischen Könige gehuldigt **). Das andere Beispiel betrifft das Verhältniss des Guilielmus Brito zu demselben Petrus de Ebulo. Dieser leitet seinen Bericht von der Gefangennahme König Richards durch die Worte ein:

Quid prodest versare dapes, servire culinae (v. 1049)

Ganz dieselben Worte finden sich in eben derselben Erzählung in des. Guilielmus Philippis IV. 345. Sollen wir daraus nun schliessen, dass der Franzose das ungefähr 20 Jahre vor ihm entstandene Werk des Italieners wirklich vor sich gehabt habe? Wahrscheinlicher scheint mir, dass jenes Wort des Peter (wenn es nicht etwa schon älteren Ursprungs war) von der Schultradition aufgenommen und allmählich zu einem geflügelten geworden war.

Aus diesen Schulzuständen wird es endlich begreiflich, wenn auch andere, selbst glücklichere Dichter als Eberhard von Béthune das Versemachen nicht für eine Lust, sondern für eine Last erklären. So schliesst Aegidius von Corbeil sein schwerfälliges medicinisches Lehrgedicht (Leyser p. 689) mit den Worten: „Das Werk ist geschlossen, der Hafen

*) So nimmt Toeche, Kaiser Heinrich VI. p. 334. A. 3 u. 4. nur an der auf 4000 angegebenen Zahl der Schiffe, als an einer „dichterischen Uebertreibung" Anstoss. — Peter von Eboli citire ich nach der neuesten Ausgabe von Winkelmann 1875.

**) Dahlmann, Gesch. v. Dänemark I. 331. Von Richard Löwenherz berichtet Gislebert von Mons p. 250, dass er dem Kaiser Hülfstruppen versprochen habe, fügt aber hinzu, dass dieser treulose Fürst nie ein Versprechen gehalten habe. Sicher beglaubigt scheint Nichts weiter, als die Nachricht der Continuatio Sanblas. Otton. Fris. c. 38, dass der Kaiser das englische Lösegeld wesentlich zur Besoldung seines sicilischen Heeres verwendet habe.

erreicht. Nun kannst auch Du, Muse, die Du so oft schlaflose Nächte bei emsiger Arbeit durchwacht hast, Athem schöpfen und ausruhen von der Arbeit.“ Und wahrhaft traurig ist es zu sehen, wie selbst ein Mann von der Kraft und dem Feuer des Guilielmus Brito so wenig den kleinlichen Anschauungen seiner Umgebung Widerstand leisten konnte, dass er am Ende fast eines jeden Buches seiner Philippis seine Muse erschlafft fühlte und sie gewissermassen mit einem Peitschenhieb wieder antreiben musste. So sagt er am Ende des 5. Buches, als die Muse ihn um einen Augenblick Ruhe bittet: „aber nur einen Augenblick! Denn wird das Pausiren erst zur Gewohnheit, so wird der Geist schlaff und giebt der Trägheit nach.“ Und IV. 635 vergleicht er die Muse geradezu mit einem Gaul:

Et quia jam nostrum reddit tam durus anhelum
Callis equum, breviter hic respirare sinatur. —

Von hier aus werden nun erst die poetrischen Doctrinen des Geoffry Vinesauf und des Eberhard von Béthune ihr rechtes Licht empfangen, wird es erklärlich scheinen, wenn selbst ein Mann wie der Erstere dazu kommen konnte, Kunst und Handwerk mit einander zu verwechseln.

Und worin bestehen nun diese poetischen Doctrinen? Im Wesentlichen darin, dass man die Poesie auffasste als eine im Dienste der Grammatik stehende Tausendkünstlerin, als einen weiblichen Taschenspieler (das Wort praestigiatrix findet sich bei Geoffry selbst, v. 119), dessen höchste Kunst darin besteht, fünf zu einer Geraden zu machen. Man unterschied zwei Hauptstilarten, den limes difficilis und die via plana, wie Eberhard (II. 33) sagt, oder den Pfad der Kunst und die Strasse der Natur, wie Geoffry (v. 86 ff.) sich ausdrückt. Die ebene Strasse der Natur wird dann beschritten, wenn Inhalt und Worte denselben Lauf nehmen, wenn der Ausdruck von dem Gedanken nicht abweicht. Der steile Pfad der Kunst, wenn durch die Satzverbindung das eigentlich Spätere vorangestellt und das eigentlich Frühere nachgestellt wird, wenn der Dichter so mit dem Ausdruck zu spielen weiss (v. 120 ff.), dass „das Zukünftige als gegenwärtig, das Grade als schief, das Ferne als nah, das Bäurische als städtisch, das Alte als neu, das Allgemeine als das Besondere*), das Schwarze als weiss, das Nichtige als Bedeutendes erscheint.“ Bei Weitem vorzuziehen ist diese letztere Dichtungsart:

Civilior ordine recto
Et longe prior est quamvis praeposterus ordo.

*) Oder was für ein Sinn liegt sonst in dem publica privata fieri?

Beispiele werden diese absonderliche und dunkle Theorie erläutern. Eberhard stellt als Einzelregeln, welche besonders zu beobachten seien, u. A. folgende auf: ein kurzes Thema verlängere ich, ein langes Thema verkürze ich (II. 31); vor Allem vermeide ich den gewöhnlichen Sprachgebrauch; ich bilde daher (II. 77) neue Worte, sowohl Verben wie Adjective, z. B. canonicare, tigridior, ursior*); ich verbinde Worte, welche sich zu widersprechen scheinen (81); ich gebrauche indeklinable Worte wie deklinable, sage z. B. ohne Aber, ohne Beinah (85); ich vertausche die Quantität der Worte, gebrauche z. B. labor als Trochäus (93); ich setze die Präpositionen an die unrechte Stelle, sage z. B. scandala propter (143) — kurz, ich sage immer Das, was ich eigentlich nicht sagen sollte. Und Geoffry führt seine Theorie im Einzelnen folgendermassen aus: Das Ende gehört von Natur an die letzte Stelle (v. 114), die Kunst aber bringt es fertig, das Ende zum Anfang zu machen, wenn nämlich am Anfang des Gedichtes schon auf das Ende hingewiesen wird. Habe ich e i n e n Gedanken auszusprechen, so thue ich das nicht auf e i n e Art (v. 218 ff.), bewahre! Der Gedanke muss seine Kleider wechseln, bald in dieser, bald in jener Tracht erscheinen und so viel als möglich verhehlen, dass er noch immer derselbe ist. Wende ich, was sehr zu empfehlen, eine Vergleichung an, so kann ich das auf zweierlei Weise: heimlich oder offen, durch hinzugesetzte Vergleichungspartikel oder ohne dieselbe (v. 239 ff.). Letztere Art hat entschieden den Vorzug; denn dann kommt die Vergleichung nicht in eigener Gestalt, sondern mit einer Maske, sie sieht aus, als gehörte sie ganz zum Thema, dennoch ist sie anderswoher genommen; sie i s t in Wirklichkeit ausserhalb, dort aber nicht zu sehen; sie s c h e i n t innerhalb zu sein, ist es aber nicht. So schwankt sie zwischen drinnen und draussen, hier und dort, fern und nah und das verleiht der Darstellung einen besonderen Reiz.

Es wäre Zeitverschwendung, bei diesen Thorheiten überhaupt verweilt zu haben, wenn wir durch sie nicht gerade in das eigentliche Wesen jener ganzen Schulpoesie eingeführt würden. Man bezeichnet dieselbe häufig als roh, barbarisch, ungebildet; richtiger würde man sie v e r bildet, raffinirt und spitzfindig nennen, obgleich diese Extreme sich in ihr mannigfach berühren. Nicht darin liegt das Wesentliche, dass

---

*) Diese Regel hat bei den gleichzeitigen Poeten allgemeinste Anwendung. Beispiele sind kaum nöthig. Doch vergl. man: uxorare, licenciare, favillare, bei Peter v. Eboli. neronizare, proteare, molendinare, vulpescere, cedrior, salomonior, platonior bei Heinrich v. Settimello.

man die Quantität der Wörter häufig vernachlässigte, sondern dass man es in der Absicht that, durch Neuheit zu reizen; nicht darin, dass man unmässig in synonymen Ausdrücken und Umschreibungen sich zu ergehen pflegte, sondern dass man es mit dem Bewusstsein that, dadurch die Sache zu verhüllen; nicht darin, dass man in Hyperbeln alles Mass zu überschreiten pflegte, sondern dass man (wie aus Labyr. II. 147 hervorgeht) es mit dem heimlichen Lächeln eines verschmitzten Betrügers that. Es ist interessant, dass eine der wenigen theoretischen Aeusserungen jener Zeit über Malerei für diesen Kunstzweig unverhohlen ausspricht, was offenbar von der Dichtkunst in nicht geringerem Grade galt. Alanus ab Jnsulis, der um 1194 als Magister an der Pariser Schule blühte *), bricht in seinem Anticlandianus v. 122 ff. in die Worte aus: „O Wunder der Malerei! es tritt ins Sein, was doch nicht sein kann; das Gemälde, der Affe des Wahren, täuscht uns durch Kunst, verwandelt in Wirklichkeit den Schatten **) der Wirklichkeit, in Wahrheit die Lüge. So übertrifft diese Kunst an Verschmitztheit noch die Sophistik der Logik; denn diese beweist nur, jene schafft. Beide aber wollen das Falsche als das Wahre erscheinen lassen; der Malerei gelingt es besser.“ Hier ist also die Illusion als höchstes Princip der Kunst aufgestellt, und zwar in ihrer hässlichsten Gestalt ***).

Wir können zusammenfassend sagen: Das Wesen dieser Schulpoesie war, dass sie aufgehört hatte, Poesie zu sein, nicht, dass sie erst anfing, es zu werden.

---

*) Otton. Fris. Contin. Sanbl. zu 1194.

**) Eine ähnliche Bedeutung muss umbraculum hier doch wohl haben.

***) Auch Hugo von St. Victor setzt in seinem Didascalicum das Wesen der Kunst in die Nachahmung der Natur. Schlosser Vincenz v. Beauvais II. p. 43.

II.

Hiermit sind wir nun an den Punkt gekommen, vom dem sich uns der Blick auf den Einfluss eröffnet, welchen das Alterthum auf diese Poesiegattung ausübte. Denn gerade das Alterthum war es, welches mit seiner erdrückenden Grösse diese unfruchtbaren, aber schreiblustigen Schulpoeten in die eben gekennzeichnete Richtung auf das Absonderliche und Auffallende hineindrängte. Wie wir in der romanischen Säulenordnung die verschiedenartigsten, dem Alterthum entlehnten Ornamente in bunter Willkür durcheinander gewürfelt, fast kein Kapitäl, keinen Schaft dem anderen gleich finden, so sehen wir auch in dieser Schulpoesie die mannigfaltigsten antiken Formen: in der Metrik, in den Bildern, in der Composition, aber nirgends organische Verbindung, nirgends Einheit und Rhythmus. Man konnte wirklich Neues nicht schaffen, daher spielte man mit dem Alten. Und Beides erkannte man auch recht wohl an. So nennt Alan von Lille den erhabenen Mustern des Alterthums gegenüber die Dichtung Walters von Chatillon nebelhaft und die des Joseph von Exeter ein Flickwerk*). So erklärt Geoffry Vinesauf, Poetria 1820 ff., wo er die Versart des Sidonius der des Seneca entgegensetzt, ausdrücklich: beide Stilarten seien gut, am besten aber sei es, da Neuheit mehr reize, einen Mischstil aus ihnen zu machen**).

---

*) Anticlaudian I. 165 ff. (vgl. 130 ff.), dass hier unter „Maevius" Niemand als Walter zu verstehen sei, ist unbestritten; dass „unser Ennius, der des Priamus Geschick anstimmt", auf den Joseph gehe, wenigstens wahrscheinlich. Uebrigens war Ennius selbst ein beliebter Gegenstand des Tadels, wie die summa dictaminum des Magister Ludolf und die summa de arte prosandi des Konrad von Mure bei Rockinger, Quellen und Erörterungen zur bayer. und deutsch. Gesch. IX. 1. p. 369. 487 zeigen.

**) Nur der Dichter des Ligurinus stellte sich, im Vertrauen auf die Erhabenheit seines Stoffes, stolz neben die Alten. lib. X. 586 ff. ed. Dümgé.

Wenn wir im Folgenden nun versuchen wollen, einige Hauptmomente dieses antiken Einflusses auf die Erzeugnisse der Schulpoesie in ein helleres Licht zu setzen, so werden wir wohl am schicklichsten mit einer kurzen Uebersicht der antiken Muster selbst beginnen, die in jenem Kreise den Geschmack beherrschten. Wir finden eine solche Uebersicht bei Eberhard, Tract. III. 1 ff., wo eine Zusammenstellung aller in seiner Schule gelesenen Dichter, antiker und christlicher, alter und neuerer gegeben wird. In bunter Reihe folgen hier aufeinander: Die Sentenzen des Cato, die Ekloge des Theodul (saec. X.), Avian (saec. IV.), Aesop (wohl Phaedrus), Maximians Elegieen über die Leiden des Alters, Pamphilus de vetula, des Vitalis Blesensis Amphitruo (saec. XII.) *), Claudians Raub der Proserpina, Statius' Achilleis, Ovid, Horaz' Satiren, Juvenal, Persius, der Architrenius des Johannes Hautvillensis (saec. XII) **), Virgil, des Statius Thebais, Lukan, Walters Alexandreis, Claudian „gegen Rufinus" und Preis des Stilico, Dares Phrygius, der lateinische Homer, Sidonius, der Solymarius, Aemilius Macer, (Marbod) de lapidibus et gemmis, die Aurora des Petrus de Riga, das Carmen paschale des Sedulius (saec. V.), Arator, Prudentius, der Anticlaudian des Alanus, der Tobias des Matthäus Vindocinensis, die Ars nova scribendi des Gaufredus, das Doctrinale des Alexander de Villa Dei, der Graecismus des Eberhard, Prosper (saec. V.), des Matthäus Vindocin. Satire auf die Curialen, die Synonymik des Johannes de Garlandia, Martianus Capella, Boetius, Bernhards von Chartres Megakosmus und Mikrokosmus, die Allegorien des Physiologus, Paraclitus, Sidonius über das alte und neue Testament.

Ueber diesen Sidonius bemerkt die Glosse: Sidonius poeta de duobus testamentis sc. novo et veteri per duas personas sc. Judaeum et Christianum scripsit. Doch ist mir diese Schrift nicht bekannt. Man könnte an Sedulius und dessen Hymnus, der auch unter dem Titel Collatio veteris et novi testamenti geht, denken; doch ist dieses Gedicht nicht in Dialogform. Ob unter dem Physiologus gerade Theobald von Canterbury zu verstehen ist, wie Fabricius bibl. mediae lat. I. 637 vermuthet, lässt sich nicht entscheiden, da die Literatur dieser Physiologi eine sehr zahlreiche war. Vom Aemilius Macer habe ich verschiedene Spuren in dem Commentar des Alanus zur Prophezeiung Merlins gefunden.

Heidelberg 1812. Sehr demüthig dagegen das Geständniss des Gauterus bei Wright, Walter Mapes p. 129. v. 750 ff.

*) Mit der Aulularia herausgegeben von Osann. Darmstadt 1836.

**) Vgl. Catalogus bibliothecae Thuanae II. p. 286.

Uebrigens sieht man, dass die satirische Dichtung der Alten ganz vornehmliche Berücksichtigung gefunden hat (von Horaz werden sogar nur die Satiren genannt), die voraugusteische Poesie dagegen völlig übergangen ist. Aus letzterem Umstande aber auf eine Nichtkenntniss oder Nichtachtung der alten Komiker schliessen zu wollen, wäre irrig. Derselbe Zug, der jene Männer der Scholastik zu den Satirikern führte, musste sie auch zur Komoedie führen. Zudem wissen wir durch Johann von Salisbury, wie sehr man Terenz, erkennen wir an den Arbeiten des Vitalis von Blois, wie sehr man Plautus schätzte. Aehnliches gilt von Martial, der auch in dieser Reihe fehlt: einige Epigramme des Alan sind den seinigen aufs Genaueste nachgebildet (vgl. z. B. Parobol. ed. Senftlebius IV. 13 mit Martial. V. 58)*). Ueberhaupt ist es ja natürlich, dass auch damals einzelne Gelehrte ihre einzelnen Lieblinge unter den Alten hatten. So scheint Walter von Chatillon (vgl. Alexdr. V. 504 ff.) Lucan und Claudian vor Virgil bevorzugt zu haben; Wilhelm der Bretone stellt den Ersteren wenigstens eben so hoch wie Virgil, weist dagegen der Thebais des Statius einen niederen Platz an (Philipp. IX. 731 f.); des Seneca Stil liebten Manche besonders wegen seiner kurzen gedrungenen Sätze (Joa. Sarisb. Metalog. I. c. 22)**); den Stil des Lucan und Statius stellte Bernhard von Chartres dem des Virgil und Terenz entgegen: letztere, sagt er, schrieben in dem ordo artificialis, jene in dem ordo naturalis***); natürlich sei die künstliche Art vorzuziehen. Eben dieser Bernhard ahmte in der Composition seines Megakosmus und Mikrokosmus vornehmlich den Boetius nach, denselben auch Heinrich von Settimello in dem Inhalte seiner Elegie über die Fortuna. U. s. w. —

*) Properz dagegen, der von Eberhard auch nicht erwähnt wird, wohl aber in der ein Jahrhundert späteren Schlacht der Wissenschaften von Heinrich von Andely, scheint immer ohne grossen Einfluss geblieben zu sein.

**) Er war auch ein Lieblingsschriftsteller des berühmten Rainald von Dassel. Jaffé Bibl. I. p. 327.

***) In seinem Commentum super sex libros Aeneidos bei Cousin, Fragm. de philos. du moyen âge p. 285. Vgl. übrigens die Theorie Geoffrys, oben p. 19. — Ich kann hier eine Rüge gegen einen Namensvetter nicht unterdrücken. Dr. H. Francke „Terenz und die lateinische Schulkomoedie" p. 5 berichtet Aehnliches von „einem Bernhard von Clairvaux, einem Wilhelm Brito". Dies entstammt einer Anm. in Schaarschmidts Joannes Sarisberiensis p. 101, wo ein Bernhard und ein Wilhelm in gleichem Zusammenhang genannt werden, und wo es sofort klar ist, dass eben jener Bernhard von Chartres und sein Schüler Wilhelm von Conches gemeint sind.

Was nun die Wirkungen dieser antiken Muster betrifft, so scheint es, als wenn selbst im Alleräusserlichsten, in der Art des Vortrages dieser Schuldichtungen ihre Spur noch zu erkennen wäre. Bekannt ist, wie in der römischen Kaiserzeit zugleich mit dem Aufblühen der neueren Sophistik das Deklamatorenwesen einen nie gesehenen Aufschwung nahm und in Kurzem die vornehmlichste Verbreitungsart der klassischen Literatur wurde, bis schliesslich sogar die Dichter selbst aus den Reihen der Deklamatoren theils hervorgingen, theils sich ihnen zuzuwenden pflegten. Es scheint nun, als wenn diese Sitte auch in die Uebung der kirchlichen Kreise übergegangen wäre. Wenigstens berichtet eine Notiz im Cod. Vat. des Arator (bei Leyser p. 148) Aehnliches von der metrischen Apostelgeschichte dieses im VI. Jahrhundert lebenden Dichters. „In der Kirche des h. Petrus in Ketten kam eine Schaar von Gläubigen zusammen und hörte hier an bestimmten Tagen den Arator beide Bücher siebenmal vorlesen, wobei (jedes Mal) nur die Hälfte eines Buches gelesen wurde wegen der beständigen Wiederholungen, die sie mit mannigfachen Beifallsrufen immer wieder forderten." Aus dem XI. Jahrhundert haben wir an einem Weihnachtsgedichte Wipos (opp. ed. Pertz. p. 19), welches er für die Tafel Kaiser Heinrichs III., und zwar schwerlich zum Singen, dichtete, das Beispiel einer ähnlichen Uebung. Und dass nun auch im XII. und XIII. Jahrhundert eine solche Sitte der Recitation von lateinischen Gedichten bestanden habe, ist an sich nicht unwahrscheinlieh, wird aber auch bestätigt durch den Umstand, dass Geoffry seine Poetik mit einigen recht bedeutsamen Erörterungen über Deklamation beschliesst. Er verlangt (um seinen sonderbaren Ausdruck beizubehalten) v. 2024 ff., dass der Vortragende „drei Zungen habe, eine im Munde, eine in den Mienen, eine in den Bewegungen"; also nur das Zusammenspiel von Betonung, Mimik und Gestikulation vermöge das Vorgetragene voll zum Ausdruck zu bringen. Vor Allem aber sei in diesem Ausdrucke Mass zu halten; immer müsse sich der Deklamator bewusst sein, dass er Empfindungen nur nachahme, nicht selbst erlebe; seine Erregung dürfe daher diesen Empfindungen nur in der Art, nicht in dem Grade, nur in dem inneren Wesen, nicht in der Kraftäusserung gleichkommen. (Motusque tuus sit in omnibus idem, non tantus.) So hätte Geoffry doch nicht sprechen können, wenn die Uebung der Deklamation zu seiner Zeit nur eine ausnahmsweise und gelegentliche gewesen wäre und nicht vielmehr zu dem Kreis der öffentlichen Lehrgegenstände gehört hätte. Quintilian, den u. A. Johann von Salisbury oft erwähnt, wird nicht ohne Einfluss auf die Methode gewesen sein.

Wir müssen uns also denken, dass, während die Troubadours an den weltlichen, die Goliarden vorzugsweise an den geistlichen Höfen singend umherzogen, diese Schuldichtungen, vor Allen die Epen durch den Mund von Declamatoren, sei es in der Schule oder Kirche, sei es ebenfalls an den Höfen der Grossen*) ihrem Hörerkreis vermittelt wurden. Es ist bemerkenswerth, dass Walter von Chatillon im Prolog zur Alexandreis sich zunächst an die Zuhörer, vor deren Ohren die neuen Werke vorgetragen würden (cum in auribus multitudinis aliquid novi recitatur), und erst später an seine Leser wendet. In dem Narrenspiegel des Nigellus Wireker (p. 93 ed. Guelferbyt.) werden in dem Hofstaat eines Bischofs neben sonstigen Luxusdienern auch senes docti gesta priora loqui erwähnt. Vielleicht lässt sich auch aus der Bestimmung für einen derartigen Vortrag an der fürstlichen Tafel die eigenthümlich episodenhafte Gliederung des Gedichtes Peters von Eboli erklären. Auch am Hofe Ludwigs IX. von Frankreich gab es ein eigenes, von einem Fransciskaner versehenes Amt des Vorlesers**); freilich mögen hier selten Gedichte vorgetragen worden sein.

Deutlicher zu Tage liegen die Zusammenhänge mit dem Alterthum in dem Inhalt und in der Composition der meisten dieser Schuldichtungen. Lateinisch dichten und ein halber Heide sein, galt damals bei Vielen für dasselbe (vgl. Guiberti abbatis de vita sua lib. I. in seinen opera ed. d'Achéry p. 476 E[1] A[2]) und nicht ganz mit Unrecht. Ist doch z. B. aus dieser Schulpoesie die einzige Behandlung der Alexandersage hervorgegangen, welche (ob zu ihrem Vortheil oder Schaden) mit vollem Bewusstsein rein antike Form und Auffassung***) zu reproduciren sucht; sind doch solche Erscheinungen wie der troische Krieg des Joseph von Exeter, wie der Troilus des Albert von Stade, wie jenes Gedicht über Orpheus, von dem Wattenbach Münch. S. B. 1873 p. 746 urtheilt, dass es so vollständig im Alterthum sich bewege, so ohne alle Spur des Christenthums sei, dass es in dieser Beziehung

---

*) Nicht ausschliesslich der Geistlichen, wie die Widmungen des Ligurinus, des Gedichtes von Peter von Eboli an Friedrich I. und Heinrich VI. beweisen.

**) Schlosser a. a. O. II. 90. Auch die Vorschrift des Anonymus bei Leyser 2058 ff. v. 191:

Rhetoricae vultu gestuque loquendo refulge.

ist zu beachten. Der Ligurinus wendet sich freilich an Leser, nicht an Hörer (I. 135. X. 597. 642. 646).

***) Man lese z. B., welch rein achilleische Gesinnung Alexander lib. I. v. 490 ff. ausspricht.

eben so gut dem heidnischen Alterthum angehören könne, keineswegs vereinzelt. Wir brauchen diese Beispiele nicht zu vermehren; die eine Thatsache, dass Alexander Neckam *) ein Buch schreiben konnte unter dem Titel Scintillarium Poeseos, in welchem er die heidnischen Götter, ihre Namen und die Ansichten der Philosophen über sie behandelte, dass auch die mythologische Compilation des Albericus Philosophus unter dem Titel Poetria ging**), genügt, um zu zeigen, wie sehr der antike Olymp zu den Erfordernissen eines regelrechten Epos gehörte. Das ist, wie gesagt, so in die Augen springend, dass nähere Nachweise nicht nöthig sind. Etwas ausführlicher aber müssen wir über einige andere Eigenthümlichkeiten sein, die aus derselben Wurzel stammen.

Zunächst die Tempel- und Bildwerkbeschreibungen, mit denen nach dem Muster der Alten diese Dichter ihre Werke zu schmücken pflegten. Die flores rhetorici des Alberich von M. Casino, stilistische Anweisungen aus dem Ende des XI. oder dem Anfang des XII. Jahrhunderts, zeigen, dass schon damals dieser Gegenstand ein beliebtes Schulstück war. In die prosaisch abgefassten Regeln ist nämlich u. A. eine metrische „Commendatio domus Oceani" eingeschoben ***) und diese besteht in nichts Anderem als in einer ausführlichen Beschreibung der Säulen, Bilder und allegorischen und mythologischen Personen, die sich in diesem Palaste befinden. Unter den späteren Dichtern zeigt besonders Walter von Chatillon eine grosse Vorliebe für diese Art rhetorischen Schmuckes. Man lese z. B. die Beschreibung des Tempels der Victoria, der eigenthümlicher Weise auf eine Tigrisinsel verlegt wird (IV. 401 ff.), die Darstellungen aus der asiatischen Geschichte von

*) Nach Leyser s. v.; Th. Wright freilich nennt dieses Buch nicht unter Neckams Schriften.

**) Cousin a. a. O. p. 283 nach einer Pariser Handschr. Die Person dieses Albericus ist ungewiss. Doch vermuthlich ist er entweder jener Mönch von M. Casino, von dem Petrus Diaconus ed. Fabricius bibl. eccl. p. 179 berichtet, er habe auf der römischen Synode von 1079 die Irrlehren des Berengar, Diakonus der Kirche von Anjou, widerlegt; oder Alberich von Troisfontaines, der als geschichtlicher Compilator ja wohl bekannt ist. Des Ersteren stilistische Arbeiten hat Rockinger a. a. O. theilweise publicirt; eben wegen dieser seiner grammatischen Thätigkeit liegt es vielleicht näher, ihm auch die Poetria zuzuschreiben. — Auch Vincenz von Beauvais beruft sich betr. seiner Nachrichten über Hercules auf einen Alberich als Gewährsmann. Schlosser a. a. O. II. 216 hält diesen für den von Troisfontaines, aber ohne einen Grund anzugeben.

***) Cod. lat. mon. 14784. fol. 59 ff.

Nimrod bis Cyrus auf des Darius Schild (II. 498 ff.), den Orbis pictus auf dessen Grabmal (VII. 385 ff.), die Darstellungen aus der biblischen Geschichte auf dem Grabmal seiner Gattin (IV. 176 ff.). Aehnlich ist im Anticlaudian des Alanus die Beschreibung der Burg der Natur (I. 55 ff. und 130—84), die im Lande des ewigen Frühlings liegt, umgeben von einem vogelreichen Hain, in dessen Mitte ein ewiger Quell sprudelt. Das Innere des Hauses ist mit prächtigen Gemälden geschmückt, auf denen Aristoteles, Plato, Cicero, Virgil, Hercules, Turnus, Hippolytus und andere Helden und Weise dargestellt sind. Auch in der Metamorphosis Goliae episcopi wird in derselben Manier der von Vulcan auf dem Helicon erbaute Palast beschrieben (Wright, Walter Mapes p. 22 v. 37 ff.). Und wenn man sich diese und andere Beispiele gegenwärtig hält, wird man auch hier geneigt sein, ähnliche Schilderungen bei Peter von Eboli, von dessen nicht allzu grosser geschichtlicher Treue wir bereits oben ein Beispiel gaben, nicht als Wiedergabe von wirklich Bestehendem, sondern als eine Anwendung rein poetischer Regeln anzusehen. Toeche freilich (a. a. O. p. 503) und Abel (Otto IV. p. 133) halten die ausführliche Beschreibung des Kaiserpalastes auf Sicilien für historisch. Prächtig müsste er nach den Angaben des Dichters gewesen sein. (v. 1503 ff. und 1531—64.) Er liegt in einer Gegend, wo ewige*) Frühlingszeit lacht, von Stahl glänzen seine Wände; Arethusas Quelle springt vor seinen Mauern. Er hat sechs Zimmer, ein jedes ist mit Wandgemälden geschmückt; im ersten ist die Schöpfung dargestellt, der Geist Gottes als Taube über den Wassern, im zweiten die Sündfluth, im dritten Abrahams Wanderung ins gelobte Land, im vierten Pharaos Untergang, im fünften das Zeitalter Davids, im sechsten Kaiser Friedrich umgeben von seinen Kindern, sein Marsch durch Ungarn, die Einnahme von Konstantinopel, die Plünderung von Iconium, der Tod des Kaisers im Flusse. Es kann freilich nicht bewiesen werden, dass diese Schilderung geradezu Unmögliches enthält; aber aus ihr allein (und sie hat meines Wissens keine andere Bürgschaft) auf einen besonderen Kunstsinn Heinrichs VI. zu schliessen, wie Toeche dies thut, scheint doch gewagt. Peter von Eboli ist in allem Aeusserlichen ein so peinlicher (freilich auch kümmerlicher) Nachahmer**) seiner klas-

---

*) Denn für aeterei-veris ist doch gewiss zu lesen aeterni, ebenso wie Anticlaud. I. 57 de Visch dasselbe richtig für interni bei Leyser liest.

**) Es ist wirklich komisch zu sehen, wie Wachter in Ersch u. Gruber Sect. I. Bd. 30 p. 325—51 ungefähr den bedeutendsten Dichter der mittleren Latinität aus ihm macht.

sischen Muster, dass ich z. B. selbst die hin und wieder bei ihm vorkommenden Halbverse nicht anstehe, für eine Copie der bekannten virgilischen Versansätze, die er für eine besondere Schönheit gehalten haben muss, zu erklären. Auch diese Palastbeschreibung wird im Wesentlichen Nichts sein als ein Schulstück*); um so mehr, da sie ebenso wie jene obengenannten sofort verbunden wird mit der Einführung von Personificationen. Wie im Palaste der Victoria die Ambitio, Majestas, Reverentia, der Applausus und Andere ihrer Untergebenen, wie im Palaste der Natur die Tugenden erscheinen, so hier im Palaste des Kaisers die „Göttermutter Weisheit", umgeben von der Schaar der sieben freien Künste, um den Kaiser in ihre Geheimnisse einzuweihen.

Müssen wir uns also hüten, aus derartigen Schilderungen directe Schlüsse auf die geschichtliche Wirklichkeit zu ziehen, so darf doch andererseits natürlich nicht geleugnet werden, dass dem durch die Lectüre der Alten geweckten Sinn für Kunstwerke nun auch in vielen Fällen die Anschauung wirklicher Werke zu Hülfe kam. Von Hildebert von Tours besitzen wir ein solches, offenbar aus persönlicher Anschauung entstandenes Gedicht, freilich keine Beschreibung von Kunstwerken, sondern Gefühle über sie. Hildebert, der 1097 Bischof von Le Mans geworden war, hatte so viele Unannehmlichkeiten in diesem Amte zu ertragen, dass er sich schliesslich entschloss nach Rom zu gehen und vor Paschalis II. persönlich auf seine Würde zu resigniren. Der Anblick der noch so deutlichen Spuren, welche die Zerstörungswuth der Truppen Heinrichs IV. dort gelassen hatte, bestimmte ihn zu jenem merkwürdigen Gedicht auf die Trümmer Roms, welches seiner Gesinnung nach in der That ebenso gut einen Altrömer aus den Zeiten Alarichs zum Verfasser haben könnte**). „Dir, Roma, gleichet Nichts, obschon Du fast ganz Ruine bist; in Deinen Trümmern zeigst Du, was Deine Grösse war. Die lange Zeit hat Deinen Prunk zerstört und Deine Paläste, der Caesaren und der Götter Tempel liegen im Staube.... Wehe! die Stadt sank dahin, zu deren Ruhm ich nur sagen kann: es war Rom! Und dennoch hat nicht die Reihe der Jahre, nicht Flamme noch Schwert dieses unsterbliche Kleinod ganz vernichten können. Die menschliche Kunst hat Rom so fest gegründet, dass die Anstrengungen der Götter es nicht haben vertilgen können. Bringt neuen Marmor und die Gunst der Himmlischen, lasst die Hände der Künstler zu neuem

*) Ich sehe, dass auch der neueste Herausg., Winkelmann, p. 81 die Authenticität bezweifelt; freilich ohne einen Grund anzugeben.

**) Gedr. bei Wernsdorf Poet. lat. min. V. 1 p. 203.

Werk sich regen, dennoch werdet ihr nicht einmal die Trümmer wieder herstellen können, kein Gerüst, was genügte für die noch erhaltene Mauer. So viel steht noch, so viel stürzte, dass ihr weder an das Erhaltene heranreichen noch das Zerstörte wieder aufrichten könnt. Hier bewundern die Götter ihre eigenen Statuen und wünschen, selbst ihren Bildern gleich zu sein. Nicht die Natur konnte den Göttern ein solches Antlitz verleihen, wie es der Mensch ihren Bildern gab. In ihnen lebt die Gottheit und mehr um der Künstler Arbeit willen, als wegen ihrer eigenen Göttlichkeit verdienen sie Verehrung." Solche Gedanken kamen einem französischen Bischof, als er an den Ort kam, wo vor einem Jahrzehnt der Kampf zwischen Kaiser und Pabst am wildesten getobt hatte; so flüchtete er sich aus den Wirren seiner Zeit zu der Bewunderung antiker Formenschönheit*).

Und so können wir uns nicht darüber wundern, dass auch der antike Sinn für die Schönheit der menschlichen, speciell der weiblichen Gestalt selbst in dieser Schulpoesie nicht ganz erloschen ist. Der Abt Guibert von Nogent († 1124) erzählt uns in seiner Selbstbiographie (opp. p. 457 E[2]), seine Mutter sei ausnehmend schön gewesen und fügt hinzu: an sich sei körperliche Schönheit nichts Schlechtes, sondern ein hoher Vorzug, sie sei ein Spiegel der göttlichen Schönheit. (Si enim quidquid aeternaliter a Deo institutum est, pulchrum est, omne illud quod temporaliter speciosum est, aeternae illius speciei quasi speculum est.) Und wenn nun die geistlichen Herren sich auch scheuen mochten, dem wirklichen Leben entnommene weibliche Figuren in ihre Dichtungen einzuführen, so fanden sie ja an den ebenfalls vom Alterthum überlieferten Personificationen reichen Ersatz. In der Typik dieser Personificationen liesse sich vielleicht ein durchgreifender Unterschied nachweisen, nämlich der, dass die Laster und schlechten Eigenschaften in der dem jedesmaligen Zeitgeschmack entsprechenden Tracht und Erscheinungsweise, die Tugenden und förderlichen Eigenschaften dagegen in dem idealeren Habitus des Alterthums gedacht worden wären. Mir fehlt augenblicklich das Material zur Durchführung dieses

---

*) Recht ergötzlich ist das naive Staunen, mit dem der Kanzler Heinrichs VI., Konrad von Hildesheim, einem Schulfreund von den Wundern Italiens berichtet, wie er das, wovon er in der Schule nur wie von einem Räthsel gehört, jetzt mit eigenen Augen habe sehen dürfen, Virgils und Ovids Geburtsort, den Rubicon, den Pegasäischen Quell u. s. w., und wie prächtig es sei, dass dies Alles nun durch den siegreichen Kaiser deutsch geworden. Arnoldi Chronica Slav. V. 19.

Gedankens und ich bemerke daher nur, dass die einzige mir bekannte ausschliesslich mittelalterliche Darstellung von Personificationen die Luxuria mit ihrem Gefolge in den Miniaturen*) der Herrad von Landsperg († 1195) ist, wo neben diesem Hauptlaster noch alle ihre Dienerinnen: Amor, Lascivia, Ignominia, Petulantia, Titubatio, Blandiciae, Deliciae, Turpitudo, Mentis excaecatio, Locus (?), Pompa als gepanzerte Ritter zusammen auf einem Wagen erscheinen**). So Viel ist gewiss, dass für die Typik der wohlthätigen Kräfte im XII. und XIII. Jahrhundert wenigstens die antiken Formen das Bestimmende sind. Bei Henricus Mediolanensis p. 17 wird die Weisheit beschrieben, wie sie in dem Streite zwischen der Fortuna und dem Menschen das Richteramt führt. Sie steht hier auf erhabenem Platze, blondes Haar fällt ihr über die Schultern, hell leuchten die Augen, die Mienen zeigen ihre grosse und keusche Seele, keine Falte entstellt das Antlitz, prächtig ist ihr Gewand. Alan von Lille in seinem Planctus naturae giebt eine ausführliche Schilderung von der Erscheinung dieser Göttin, welche deutlich zeigt, dass man auch damals (in der Theorie wenigstens) die reine Schönheit in den Einklang und das Ebenmass aller Theile setzte***). Die Natur erscheint ihm als eine Jungfrau, deren Haar in eigenem Glanze strahlend dem Haupte Sternenschein zu verleihen schien; die breit ausladende Stirn wetteiferte an Farbe mit der Lilie, die Augenbrauen hielten die Mitte zwischen allzu Buschigem und zu grosser Spärlichkeit, die heitere Milde der Augen ähnelte in freundlichem Glanze einem Doppelgestirn, die Nase war weder zu gedrückt, noch unmässig hervorragend, der Mund strömte süssen Duft aus, die Lippen, mässig anschwellend, luden zum Kusse ein, die Zähne glichen Elfenbein, auf den Wangen lag ein rosiges Feuer, das Kinn war an Glätte dem Crystall gleich, der Hals war weder zu schlank noch zu kurz, die Brüste zeigten die anmuthige Fülle der Jugend, die Arme schienen zur Umarmung einzuladen, die maassvolle Wölbung der Hüften vollendete die Schönheit der Gestalt. Ihre Gewandung wird mir nicht recht klar, jedenfalls

---

*) ed. Engelhardt tab. VI.

**) Aus einer späteren Zeit dieselbe Erscheinung auf dem der Kölnischen Schule angehörigen Bilde, Pinakothek nr. 1284 (692), wo die den h. Antonius versuchenden Teufelinnen ganz in der Tracht des 15. Jahrhunderts. In dem XII. und XIII. Jahrhundert ist die Scheidung deshalb sehr schwierig, weil auch die Tracht des Lebens der antiken noch näher stand als später.

***) Opera ed. Carol. de Visch 1654 p. 281 ff. Den unglaublich geschmacklosen Stil des Autors nachzuahmen, ist unmöglich.

war sie dreifach: eine vestis, zunächst am Körper, buntfarbig und aus serischer Wolle, eine in der Mitte getheilte tunica und über beiden noch ein pallium, aus Musselin (sindon). Dazu eng anliegende Schuhe*). So kam die Göttin heran, auf einem von Pfauen ohne Joch gezogenen Wagen, ein Wagenlenker von überirdischer Schönheit stand bescheiden neben ihr. — In ähnlicher Weise werden die übrigen, in diesem Buche auftretenden Personificationen, die Keuschheit, Mässigkeit u. a. Tugenden beschrieben; selbst die männlichen Figuren: der Hymenäus und Genius, so abstrus sie sind, scheinen durch irgend einen obscuren Canal mit dem platonischen Eros (Sympos. p. 203 E. Stallb.) in Verbindung zu stehen. — Bei Nigellus Wireker p. 111 kommen die drei Parzen, als sie einst die Erde besuchen, an einen schattigen Abhang. Da fanden sie ein wunderschönes Mädchen von edler Abkunft, um deren Besitz die Götter, wenn sie sie gekannt hätten, gewiss grosse Schlachten gekämpft hätten, ja Jupiter selbst hätte sich lieber sieben Jahre lang aus dem Himmel verbannt, als dieses Mädchen entbehrt. Hätte sie beim Styx geschworen, wäre sie Jupiters Tochter gewesen, grössere Anmuth hätte ihr die Natur nicht geben können. Aber sie war traurig, zerschlug sich die Brust und rings flossen ihre Thränenbäche. Die Göttinnen gingen weiter und fanden im Walde eine zweite Jungfrau, ebenso anmuthig, auf ein Lager hingestreckt. Diese wollte den Parzen entgegengehen, konnte aber nicht aufstehen; denn ihre Füsse waren lahm. Mit beiden Jungfrauen hatten zwei der Parzen Mitleid und wollten ihnen helfen, die dritte aber erklärte ihnen, jene brauchten kein Erbarmen, sie hätten an ihrer Schönheit genug. — Das wird aus dieser wunderlichen Geschichte jedenfalls klar sein, dass der Dichter keine wirklichen Persönlichkeiten, sondern einen abstracten Zustand habe darstellen wollen. — Und ebenso ist auch die ausführliche Beschreibung eines Mädchens in Geoffrys Poetria v. 570 ff. dem Wesen nach durchaus nicht von jenen Personificationen verschieden; es ist kein vor der Phantasie des Dichters schwebendes Bild, sondern ein Recept, wie vorkommenden Falls eine poetische Figur auszustatten sei. Uebrigens sind entschieden mittelalterlich an dieser Beschreibung nur die Fingerringe und die Schmalheit der Taille, die z. B. auch Wolfram

*) Die sonderbare Verzierung dieser Kleidung: auf der Vestis die Vögel, auf dem Mantel die Fische, auf der Tunica die Landthiere, auf dem Hemde die Gewächse, auf den Schuhen die Blumen — wurde Vorbild für die französische Uebertragung des Anticlaudian aus dem 13. Jahrhundert, was Schlosser, Vincenz v. Beauvais II. 183 übersah.

von Eschenbach an der schönen Antikonie besonders hervorhebt*). Sonst stimmt sie, zuweilen selbst im Wortlaut, auffallend mit jener des Alanus überein, ein Zeichen wie sogar in solchen Einzelheiten das Schulmässige die Production beherrschte. Dasselbe beweist auch der höchst komische Schluss dieser Anweisung, indem der Dichter, als hätte er ein wirkliches Wesen beschrieben, ebenso wie Nigellus Wireker ausruft: Hätte damals Jupiter sie gesehen, er hätte weder mit Alkmene noch Kallisto noch mit Anderen gebuhlt, alle seine Schönen würde er in dieser Einen erblickt haben.

Wir haben bisher die antiken Elemente innerhalb der Schulpoesie gewissermassen isolirt betrachtet; es bleibt uns übrig zu untersuchen, in wie weit dieselben sich mit den christlichen und nationalen Vorstellungen mischten, ob und in wie weit sie dieselben vielleicht sogar umbildeten oder verdrängten.

Nach der kurzen Blüthezeit der karolingischen Renaissance, die allerdings die gesammte Literatur mit antikem Geiste durchdrungen hatte, scheint durch beinahe drei Jahrhunderte der Einfluss des Alterthums, wo er überhaupt vorhanden war, sich beschränkt zu haben auf das Formelle. Hroswitha von Gandersheim schreibt zwar ganz nach dem Muster des Terenz, sie erklärt aber in ihrem Vorwort (ed. Bendixen p. 1) ausdrücklich: „Man findet manche Katholiken (und ich kann mich nicht ganz von der Zugehörigkeit zu ihnen freisprechen), die um der Schönheit der feineren Sprache willen die Nichtigkeit der heidnischen Bücher dem Nutzen der heiligen Schriften vorziehen"; und mit Entrüstung verwahrt sie sich dagegen, als stimme sie in den Gedanken mit ihrem lockeren Vorbilde überein. Theodul**) hat eine eigene Ecloge geschrieben, in der er den Wundern des alten Testamentes die Fabeln der Dichter gegenüberstellt. Die Behandlungen heimischer Stoffe, denen wir um diese Zeit in Deutschland begegnen: der Waltharius, der Ruodlieb, die Ecbasis Captivi u. a. zeigen ebenfalls keine tiefgehende Einflüsse des Alterthums auf die Gesinnung. Alleine Wipo,

---

*) Vgl. Falke, die deutsche Trachten- und Modenwelt I 85. Eine recht drastische Schilderung der Frauentracht seiner Zeit von Alexander Neckam bei Wright, Biogr. Brit. lit. II. 453.

**) Aehnliche Stimmen anderer Italiener des X. und XI. Jahrhunderts (Rather von Verona, Gumpold von Mantua, Rodulfus Glaber) siehe bei Giesebrecht de litter. stud. p. 12 f. Eben diese Schrift beweist freilich, dass Italien in vieler Hinsicht sich schon damals in einem ganz anderen Verhältniss zum Alterthum befand als die übrigen Länder.

der den Chor der Musen Heinrichs III. Lob verherrlichen lässt, scheint zum Alterthum in näherem Verhältnisse gestanden zu haben. Sein Zeitgenosse, Otloh von Regensburg, war freilich Anfangs von der gleichen Verehrung gegen dasselbe erfüllt, später aber schlug er so ins Gegentheil um, dass er z. B. über den Boëtius sich also ausliess: „Ich will gern zugeben, dass er ein trefflicher Redner war, doch hat er sicher oft geirrt. Ich will nur den einen Fall anführen, wo er die Philosophie redend einführt und ihr in den Mund legt, dass sie Lucan, also einen Heiden und Ungläubigen, ihren treuen Freund nennt, was sich doch wahrhaftig nicht gebührt" *). Und der Abt Guibert, dessen Selbstbiographie überhaupt ein Muster mönchischer Gesinnung ist, konnte es sich immer nicht verzeihen, dass er in seiner Jugend der sündlichen Neigung zum Dichten und für „ovidische und bucolische Worte" so eifrig nachgegangen sei (opera p. 476). Ja, selbst noch bei der zu Ende des XII. Jahrhunderts lebenden und formell ganz durch das Alterthum gebildeten Herrad von Landsperg finden wir die Verachtung der antiken Gedankenwelt offen ausgesprochen. Tab. VIII ihrer Miniaturen umfasst in zwei concentrischen Kreisen eine allegorische Darstellung der Wissenschaften. In dem mittleren die Philosophie, in dem äusseren durch radiale Säulen von einander getrennt, die sieben freien Künste. Zwar fehlen nun zu den Füssen der Philosophie nicht Plato und Socrates (welcher christliche Philosoph aber hätte auch ihre Stelle einnehmen sollen?), doch zeigen deutlich die Meinung der Zeichnerin vom Alterthum vier ausserhalb und an der unteren Seite beider Kreise sitzende, bärtige Männer, inschriftlich als poetae vel magi bezeichnet, theils schreibend theils sinnend vor einem Pulte sitzend, während böse Geister in Gestalt krähenartiger Vögel ihnen ihre Dichtungen ins Ohr flüstern. Dabei die Worte: scribunt artem magicam atque poetriam (lic)et fabulosa commenta. Da Herrad selbst geistliche Dichterin war, so können unter diesen Dichtern, die sie verabscheut, keine anderen gemeint sein, als die weltlichen, heidnischen, antiken.

Aber auch nur eine Dichterin, eine Nonne, konnte zu Ende des XII. Jahrhunderts noch so denken und schreiben. Denn das Nonnenkloster war vielleicht der einzige Ort, der von dem seit der Mitte des Jahrhunderts in Frankreich zur vollen Blüthe gekommenen Schultreiben**) sich damals noch unbeeinflusst halten konnte. Und ge-

*) Schlosser, Vincenz von Beauvais II. p. 29. Vgl. auch den Brief Wibalds, Jaffé Bibl. I. 327.

**) Welcher Umschwung auch rein äusserlich durch diese Schulen hervorgerufen wurde, zeigen die Worte Guiberts von Nogent a. a. O. p. 460 B[1],

rade die französischen Schulen waren es bekanntlich, die eine erneute, umfassendere Beschäftigung mit den lateinischen Autoren veranlassten, namentlich mit den der kritischen Stimmung der Zeit entgegenkommenden und den christlichen Lehren in Manchem verwandten Satirikern und Moralphilosophen und dadurch in Kurzem einen vollständigen Umschwung in der Werthschätzung auch des Gedankeninhaltes der antiken Schriften und eine vollständig veränderte Stellung der christlichen Anschauungen zu demselben hervorriefen.

Die neue Strömung ergriff die Gemüther mit solcher Gewalt, dass bald alle anderen Unterschiede vor dem einen: „Gebildet“ oder „Ungebildet“ verschwanden; und für ungebildet galten nun, wie Johann von Salisbury uns ausdrücklich berichtet (Policr. VII. p. 373 ed. Lugd. Bat. 1595) Alle, welche die Dichter, die Historiker, die Redner, die Mathematiker nicht gelesen hatten.

Eine kleine Geschichte, die uns Jocelin von Brakelonda zum Jahre 1200 erzählt*), macht uns diesen Gegensatz recht anschaulich. In seinem Kloster war ein nicht sowohl durch Gelehrsamkeit als tüchtigen Character sich auszeichnender Prior gewählt worden. Da kamen nun, erzählt er, einige illiterati fratres und machten ihre bissigen Bemerkungen gegen die literati und sagten zu einander: „Nun können unsere Philosophen ihre Philosophie nur einpacken, nun sehen sie, was sie ihnen hilft. So viel haben sie raisonnirt in Kloster und Kapitel, dass ihnen jetzt selbst Raison beigebracht wird; so viel haben sie über den Unterschied von „Aussatz“ und „Aussatz“ docirt, dass sie jetzt selbst herausgesetzt werden; so viel haben sie musa, musae deklinirt, dass sie jetzt selbst Musarden geworden sind**).

Das waren also die Widerstrebenden, sie blieben aber in der Minderheit: Die bedeutenderen Geister standen alle auf der anderen Seite; und es dürfte schwer sein, unter allen hervorragenderen Schriften jener Zeit eine zu finden, in welcher nach Art jenes Otloh wegwerfend über die alten Autoren geurtheilt würde. Am meisten vielleicht unter seinen Zeitgenossen bewunderte Johann von Salisbury das Alterthum. „Wer,

---

wo er von seiner Jugend sagt: erat tanta Grammaticorum caritas, ut in oppidis pene nullus, in urbibus vix aliquis reperiri potuisset, et quos inveniri contigerat, eorum scientia tenuis erat nec moderni temporis Clericulis vagantibus comparari poterat.

*) Cronica Jocelini de Brakelonda ed. Rokewode. p. 96. Vgl. auch das Gedicht De presbytero et logico bei Wright Walter Mapes p. 251—57.

**) musardi = Nichtsthuer, Gaffer. Du Cange s. v., Französ. musard.

ruft er aus (Policr. III. 9. p. 148), vermag des Themistocles Emsigkeit, des Fronto Würde, die Mässigkeit des Socrates, des Fabricius Ehrlichkeit, die Lauterkeit des Numa, die Schamhaftigkeit des Scipio, den Langmuth des Ulysses, des Cato Sparsamkeit, des Titus Frömmigkeit nachzuahmen? Wer sollte sie nicht mit Bewunderung verehren?" *) Alan von Lille, sonst ein mehr theologisch angelegter Character, vertheidigt doch den Nutzen der alten Dichter. Denn, sagt er (Opp. p. 296), scheinbar freilich giebt die Leier der Poeten einen falschen Klang; wer aber genauer aufmerkt, der wird die Wahrheit schon heraushören; denn zuweilen umgeben die Dichter wirkliche, geschichtliche Vorgänge mit einer fabelhaften Einkleidung, nur um die Erzählung dadurch anschaulicher zu machen**). Und selbst Vincenz von Beauvais, der freilich dagegen eifert, dass „die Jugend noch immer mit den Dichterfabeln und den Erfindungen einer üppigen Phantasie beschäftigt werde", kann seinen Unwillen doch nicht besser begründen, als dadurch dass nach dem Zeugniss des Valerius Maximus auch die Lacedämonier die Bücher des Archilochus in ihrer Stadt nicht hätten dulden wollen (a. a. O. I. 18). Heinrich von Andely endlich stellt in seiner Schlacht der Wissenschaften nicht etwa Heidenthum und Christenthum einander gegenüber, sondern christliche u n d heidnische Dichter gegen christliche und heidnische Philosophen: Persius, Virgil, Horaz, Juvenal kämpfen im Bunde mit Sedulius, Prudentius, Arator, Alan gegen die Theologie und ihre Bundesgenossen Plato, Aristoteles, Hippocrates, Galen u. A.

Sehen wir nun zu, wie sich dieser Umschwung in den unserer Betrachtung näher stehenden poetischen Werken äusserte. Wieder wie zur Zeit Karls des Grossen, sah man auch jetzt die Gegenwart gern in antikem Lichte. Wilhelm der Bretone vergleicht (XI. 357 ff.) den Kampf zwischen Otto IV. und Philipp August bei Bovines mit dem Anstürmen des Brias gegen Jupiter oder die siegreiche Rückkehr des Königs nach Paris mit dem Triumphzug Caesars auf das Capitol (XII. 198 ff.). Der Dichter des Ligurinus die Rückkehr Barbarossas nach dem Feldzug von 1154 mit der Rückkehr des Theseus nach Besiegung der Amazonen (V. 7 ff.). Bei Peter von Eboli ist die Bezeichnung Jupiter für Heinrich VI. und Juno für Constanze ganz gewöhnlich (vgl. v. 82. 198. 1411. 430), mit des Kaisers Regierung scheint ihm das goldene Zeitalter

*) Vgl. auch die Aufzählung alter Weisen in der Entrückung des Golias auf den Helicon bei Wright, W. Mapes p. 21 ff.

**) Alan gehörte zum Cisterzienserorden, dessen Statuten sogar das Versemachen (rithmos facere) verboten!

wiedergekehrt, wieder giebt die Erde ohne Pflug und Hacke ihre Gaben u. s. w. (v. 1465 ff.).

Das mag äusserliche Rhetorik genannt werden. Bedeutsamer ist es, dass man sich nunmehr gar nicht scheute, Gestalten aus den biblischen oder volksmässigen Ueberlieferungen als völlig gleichartig neben Gestalten aus der antiken Sage oder Geschichte zu stellen. Hierauf hat man schon bei Dante hingewiesen. Inf. V. 67 z. B. werden Paris und Tristan als Repräsentanten der Wollust genannt; Purg. XIII. 24 ff. lassen sich die Stimmen der Maria und des Orestes als Trost und Warnung im Kreis der Neidischen hören; ib. XVIII. 100 halten sich die Seelen der Säumigen als Beispiele der Thätigkeit Maria und Caesar vor. Aber eben dieselbe Erscheinung finden wir bei Peter von Eboli, wenn er (v. 997) den Untergang Trojas und Sodoms den Salernitanern als warnende Beispiele bestrafter Schuld vor Augen hält; bei Heinrich von Settimello, wenn er I. 92 klagt: „Seit Evas Tagen war Niemand auf der Welt so elend als ich; nicht Tityus, nicht Tantalus, nicht Phaeton, nicht Niobe, nicht Hiob*) . . . was ist also selbst Tristan gegen mich?“ oder I. 155: „Eher wird der Phoenix gesellig werden, eher wird König Arthur**) zu seinen Briten zurückkehren, als dass ein falscher Freund im Unglück Hülfe brächte. Und ich bin unglücklicher als Hiob, der doch wenigstens Gattin und Freunde hatte, als Codrus, der doch wenigstens Nichts besass, ich aber habe weniger als Nichts.“ Und dieselbe Erscheinung ist es, wenn Heinrich von Mailand p. 30. 31 die Meinungen des Epicur, des Herillus, des Hieronymus, des Zeno, des Plato, des Aristoteles über das ewige Leben nebeneinanderstellt und schliesslich nicht dem christlichen Philosophen, sondern dem Aristoteles beistimmt. Dieselbe, wenn Wilhelm der Bretone sogar ausdrücklich und bewusst die antiken Götter in den christlichen Olymp einreiht, z. B. die Parzen, die ihm als Töchter und Dienerinnen Gottvaters gelten (v. 534 ff.), oder Apoll, den er IX. 754 so anredet: „Du, ich weiss es, Du allein steigst vom hohen Himmelszelt und hauchst in die Brust der Dichter, was es Erkennbares giebt auf der weiten Welt, Du allein kannst zum Thron des höchsten Vaters dringen.“ Und hierher gehört auch die Beschreibung der Unterwelt bei Walter von

---

*) Was in dem Verse 96 die sibila Cadmi bedeuten, ist mir nicht klar. Cadmus = serpens übrigens auch I. 221. Job vermes bezieht sich auf Job. 24, 10.

**) Ueber König Arthur vgl. noch Henr. Sett. III. 38. Joseph. Iscan. III. 474. Gualt. Alexdr. VII. 412.

Chatillon (X. 31 ff.), die ebenso aus Christlichem und Antikem gemischt ist, wie die Dantische. Wie z. B. Inf. V. 1 ff. Minos als Unterweltsrichter erscheint, aber geschwänzt und in Teufelsgestalt, wie Purg. I. 66 unter Aufsicht des Cato Uticensis sich die Seelen des Fegefeuers entsühnen, so wird auch bei Walter der Vorhof des Erebus ganz nach virgilischem Muster geschildert: hier lauern die Leidenschaften und Laster; in der stygischen Stadt selbst aber flammt das Fegefeuer, hier steht den Brand schürend Leviathan, einst strahlenderen Antlitzes als Lucifer, jetzt in Schlangengestalt, seit er die Mitherrschaft im hohen Olymp erobern wollte. Und selbst Herrad von Landsperg wusste trotz ihres Hasses auf die heidnischen Fabeln die Schöpfung nicht anders darzustellen*), als durch Aeolus und Neptun vor Gottvater. Endlich kommen wir hier noch einmal auf den Planctus Naturae des Alan zurück, weil er zeigt, in wie eigenthümlicher Weise man auch die durch den eigentlichen Cultus überlieferten Formen mit antiken Vorstellungen zu verbinden suchte. Die Natur beklagt sich dort nämlich über die mannigfaltigen Laster der Menschen, besonders über ihre Vergehungen in der Liebe, über unmässiges Essen und Trinken, über Habsucht, Hoffart, Neid, Schmeichelei. Da erscheint plötzlich Hymenäus, dann die Keuschheit, die Mässigkeit, die Freigebigkeit, die Demuth. Auch sie stimmen in diese Klagen ein, die Natur aber behauptet, allein Nichts gegen das Uebel machen zu können, sie bedürfe der Unterstützung des Genius, ihres Gehülfen im priesterlichen Amte. An diesen setzt sie daher unter Beistimmung der Tugenden einen feierlichen, im schönsten Curialstil gehaltenen Brief auf und sendet den Hymenäus mit demselben ab. Bald erscheint nun der Gerufene, begleitet von der Wahrheit, und spricht der Natur seine volle Uebereinstimmung mit ihrem Schreiben aus: es bleibe Nichts übrig, als die lasterhaften Menschen einfach zu excommuniciren. Nachdem er priesterliches Gewand umgethan hat, wird diese Excommunication nun von ihm selbst in der feierlichsten Weise vollzogen. Die Tugenden löschen zur Bekräftigung des Anathems ihre Wachskerzen.

Ist es zu verwundern, dass in einer so gearteten Poesie auch der christliche Gottesbegriff von antiken Einflüssen sich nicht frei halten konnte? Wir unterlassen es, die Fälle aufzuführen, wo Jupiter einfach gleich Deus gebraucht wird**); sie sind leicht zu finden. Hin-

---

*) Engelhardt p. 29.

**) Es ist characteristisch, dass der Abt Guibert Jupiter noch identisch gebraucht mit Sathan. Opp. p. 481 D².

weisen aber müssen wir auf ein Gedicht Geoffry Vinesaufs (poetr. 365 ff.), welches die Verwirrung, welche durch diese Mischung verschiedenartiger Gottesvorstellungen entstand, in der sonderbarsten Weise zeigt. Es ist das Trauergedicht auf König Richards Tod. Der Dichter klagt den Tod an: Grausamer! weisst Du auch, wen Du geraubt hast? Doch Du raffst ja immer nur das Grosse hinweg; das Kleine verschmähst Du. Und auch Dich, Natur, klage ich an, warum bist Du ihm nicht bis zum Alter treu geblieben? Was half nun all Dein Mühen um ihn in seiner Jugend? Mache den Todten wieder lebendig oder schaffe einen ähnlichen! Doch Deine Kräfte sind verbraucht, alles Kostbare, was Du hattest, hast Du auf ihn verwandt, durch seinen Verlust bist Du selbst arm geworden. Und wenn ich darf, klage ich Gott selber an! Gütiger Gott, warum schlägst Du so aus der Art? warum stürzest Du Deinen eigenen Freund? Denke doch: für Dich hat er Joppe vertheidigt, für Dich Accon erobert. Wenn Du ein Gott bist, wie Du es sein solltest, treu und ohne Falsch, gerecht und recht, warum hast Du sein Leben verkürzt? Du hättest auf die Erde Rücksicht nehmen können, die Erde hatte ihn nöthig. Doch Du wolltest ihn im Himmel haben; nimm es mir nicht übel: dann hättest Du es passender machen können! — In diesem Gedichte ist also Gott nicht nur in einer Menschlichkeit und Launenhaftigkeit aufgefasst, welche der christlichen Lehre durchaus widerspricht, sondern er ist auch nicht einmal Alleinherrscher, neben ihm stehen als gleichberechtigte Mächte der Tod und die Natur. Und hiermit steht Geoffry nicht etwa allein; vielmehr ist diese Spaltung des einheitlichen höchsten Wesens in eine Anzahl nebeneinander oder gegeneinander stehender Theilbegriffe eine so characteristische Eigenthümlichkeit dieser gesammten Schulpoesie, dass wir nicht umhin können, etwas näher auf sie einzugehen.

Es sind vornehmlich drei Personificationen, welche hier in Betracht kommen: die Natura, das Fatum, die Fortuna.

Die Natur ist das gestaltende Princip der Dinge im Gegensatz zu der formlosen Hyle (Walter IV. 182. X. 11 u. 79), sie ist sich immer gleichbleibend und unabänderlich (Walter II. 196 Brunellus p. 115), die Leiterin der Geschicke (Heinr. v. Settim. I. 103), sie umfasst also eigentlich schon den ganzen Gottesbegriff. Unverkennbar wird sie als Herrin des Weltalls beschrieben im Anfang des X. Buches der Alexandreis, wo sich auf ihrem Wege zur Unterwelt die Elemente sie umdrängen und verehren, die Luft neigt sich ihr, die Erde schmückt sich ihr mit Blumen, die Wogen halten an, selbst Satan legt, als er die Göttin erblickt, seine Schlangengestalt ab. Man wollte aber doch den

Gottvater nicht aufgeben, man stellte die Natur also neben ihn, und so entstand jene sonderbare Anschauung, die uns am ausgeprägtesten vielleicht im Anticlaudian des Alanus überliefert ist. Auch ihm gilt die Natur als Schöpferin und Gestalterin der Dinge (I. 215); dennoch grübelt sie über die Ursachen und Keime der Dinge nach, **wer** wohl dem alten Chaos ein freundlicheres Gesicht gegeben habe, **warum** die Vertheilung der Elemente gerade so ist, wie sie ist (ib. 191 ff.) u. s. w.

Aber nicht nur mit dem eigentlichen Gottesbegriff, auch mit ihrer Schwester, dem Fatum, gerieth die Natur in Conflict. Vorgestellt wurde dieses gewöhnlich in seinen Vertreterinnen, den Parzen, von denen uns Henr. Mediol. p. 15 und Guil. Brit. V. 554 ff. ausführliche Beschreibungen geben, beide darin übereinstimmend, dass sie Clotho der Geburt, Lachesis dem Leben, Atropos dem Tode zugesellen; ersterer darin eigenthümlich, dass er die Schicksalsgöttinnen schlechtweg als Unglücksgöttinnen auffasst und demgemäss sich die Clotho vom zukünftigen Unheil singend denkt, die Lachesis im Schlamme der Leiden watend, die Atropos als frierende Bettlerin und das Schicksalsrad drehend. Das Fatum ist nichts Anderes als eine so zu sagen menschlichere Erscheinungsweise des Naturlaufs, es ist wie jener unabänderlich und ewig (Brun. p. 61. Walt. III. 352); es ist daher eine sonderbare Begriffsverwirrung, es diesem als eine getrennte, selbständige Macht gegenüber zu setzen. Dass man dies dennoch that, zeigt Brun. p. 111, wo von den die Erde besuchenden Parzen gesagt wird, sie hätten die Absicht gehabt:

Naturae vitiis ferre salutis opem
Et quod avara *) minus dederat vel prodiga multum
His emendandis (!) plurima cura fuit. —

Die Fortuna unterscheidet sich vom Fatum durch ihre Unbeständigkeit und Flüchtigkeit, sie ist die personificirte Veränderung, sie macht das Schwere leicht, das Starke schwach, das Gültige ungültig, bewegt das Feste u. s. w. (Walt. II. 420 f.). Man denkt sie sich entweder blind, am Boden sitzend und das Rad drehend (Walt. II. 186 ff.) oder selbst auf dem Rade sitzend (Eberh. I. 81 ff.) oder eitel in bunt schillerndem Gewande (Henr. Mediol. p. 11) oder wie die Occasio mit kahlem Hinterkopfe, aber lockiger Stirn (Henr. Septim. II. 202) u. s. w. Es ist klar, welche Verwirrung entstehen musste, wenn man nun auch diese Fortuna als selbständige Macht neben Gottvater, Natura und Fatum stellte. Aber auch dies that man, wie z. B. Nigellus Wireker

*) So zu lesen für aura.

beweist, der p. 115 sagt: nicht wen die Fortuna, sondern wen die Natura segnete, der hat Tugend und Reichthum; oder Walter von Chatillon, der (II. 157) den Zufall mit dem Schicksal kämpfen lässt und einmal (X. 205 ff.) die Fortuna sogar anfleht, seinen Helden gegen das Fatum in Schutz zu nehmen, obwohl derselbe Dichter an einer anderen Stelle (II. 175) Ausdrücke wie „verrucht, grausamer als die Hydra, schrecklicher als Tisiphone“ für diese Göttin hat*).

Will man sich überzeugen, wie sehr die Verbindung derartiger Anschauungen die specifisch christlichen Ideen in diesen gelehrten Kreisen in den Hintergrund gedrängt hatte, ohne freilich ein einheitliches Neues an ihre Stelle setzen zu können, so lese man den Megacosmus und Microcosmus Bernhards von Chartres. Es ist vielleicht nicht unpassend, an dieser Stelle einen kurzen Auszug aus diesem vielgelesenen Werke zu geben**). Es beginnt mit einem Gespräch zwischen dem***) Nous (νοῦς) und der Natura über die Nothwendigkeit, die Welt aus dem Chaos, in dem sie noch liegt, zu befreien. Dann begeben sich die beiden Gottheiten ans Werk: aus der Urmasse entwickelt sich nacheinander Feuer, Erde, Wasser, Luft. Nachdem so die Welt erschaffen, handelt es sich um die Erschaffung des Menschen; Nous und Natura machen sich auf, um die Hülfe der Urania hierfür in Anspruch zu nehmen. Nachdem sie unterwegs noch den Gott Pantomorphos und seinen dienenden Geist den Oyarses (?) im äussersten Kreise des Firmaments getroffen haben, begegnet ihnen endlich die Urania, erklärt aber, es stehe nicht bei ihr, dem Menschen einen Körper zu geben, sie könne nur seine Seele in den himmlischen Dingen unterrichten; einen menschlichen Körper zu schaffen, verstehe allein die Göttin Physis. Zu ihr begleitet sie die beiden anderen Göttinnen. Als sie an der Grenze des Mondkreises angekommen sind, beschreibt Urania der Natura die verschiedenen Klassen von Geistern, welche die über, unter und um den Mond befindlichen Regionen bewohnen: die Nereiden, Sylvane, Dämonen, Engel, bis hinauf zu der höchsten Gottheit, dem Tagaton (τἀγαθόν), welches beinah noch über dem Himmel thront (in sublimiore fastigio, si quod coelo sublimius tabernaculum).

---

*) Einen Nachklang dieser Mönchsgelehrsamkeit finden wir noch bei Shakespeare. „As you like it“ Act I Sc. II heisst es: Fortune reigns in gifts of the world, not in the lineaments of Nature.

**) An der Hand von Cousin a. a. O. 273—78. vgl. Hist. lit. de France t. XII.

***) Oder eigentlich: Der Nous. Denn diese Gottheit scheint für weiblich zu gelten, was bei der mangelnden Kenntniss des Griech. ja nicht wundern kann.

Darauf finden sie in einem reizenden Garten die Physis, einsam über Ursprung und Wesen der Dinge nachgrübelnd. Als nun die vier Göttinnen beisammen sind, belehrt Nous ihre Gefährtinnen über die Eigenschaften des neuen Geschöpfes, welches sie bilden sollen, und um ihnen die Arbeit zu erleichtern, giebt sie der einen den Spiegel der Vorsehung, der anderen die Tafel des Schicksals, der dritten das Buch des Gedächtnisses in die Hand. Physis, Urania, Natura machen sich also ans Werk und verbinden die Elemente, aus denen der Mensch dann hervorgeht.

Es wäre unnatürlich, wenn nicht die Verworrenheit all dieser Vorstellungen jene Zeit selbst beunruhigt und wenigstens zu dem Versuch gereizt haben sollte, dieselben zu vereinfachen und zu klären, die brennende Frage: was denn eigentlich das Menschenleben leite, ob Nothwendigkeit, ob Natur, ob Willkür? jedenfalls nicht unbeantwortet zu lassen. Dieser Versuch ist in der That von zwei Dichtern gemacht worden, von Heinrich von Settimello in seiner 4 Bücher umfassenden Elegia de diversitate fortunae et philosophiae consolatione *) und von Heinrich von Mailand in seiner Controversia Hominis et Fortunae **). Es verlohnt sich wohl, auf diese schon oft genannten Werke hier etwas näher einzugehen.

Von dem Verfasser des ersteren giebt uns der Danteerklärer Felippo Villani eine kurze Lebensbeschreibung ***). Er rechnet ihn zu den Semipoeten, d. h. denjenigen Dichtern, die zwar die Höhe des heroischen Stiles nicht erreichten, doch in den niederen Gattungen der Poesie durch Feinheit und Anmuth der Sprache sich auszeichneten; und in diesem Kreise weist er ihm den ersten Platz an. Geboren wurde Heinrich dem Villani zufolge in dem, sieben Miglien von Florenz entfernten Orte Settimello †), von bäuerlichen Eltern, die aber ihrer Verdienste wegen florentinisches Bürgerrecht erlangten. In früher Jugend widmete er sich den freien Künsten und dem Studium der Poesie, nahm dann die Tonsur und erhielt endlich eine wohlausgestattete Pfarrei zu Calenzano, die ihm hinreichende Musse zu wissenschaftlicher Thätigkeit gewährte. Aber bald wurde er aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Der

*) bei Leyser p. 453—496. Separatausg. von Domin. Maria Manni. Florenz 1730. mit italienischer Uebersetzung aus dem 13. Jahrhundert.

**) 2 Bücher, ed. Cyprianus Popma 1570 und 1584. Coloniae.

***) In s. liber de civitatis Florentiae famosis civibus ed. Galletti. Flor. 1847. p. 31. Der Text der italien. Ausgabe, von Mazzuchelli, Venezia 1747, p. LXI stimmt nicht ganz genau.

†) Der Ort existirt noch heute, er liegt im Arnothale; vgl. L'Italia, Dizionario corografico compilato per cura del prof. Amato Amati. s. v.

Bischof von Florenz nämlich, in seiner unersättlichen Habsucht und seinem Familienehrgeiz wagte es, ohne jeglichen Rechtsgrund dem unschuldigen Heinrich seine Pfründe abwendig zu machen. Lange zog der Process sich hin, das väterliche Erbtheil des Bedrohten schmolz zusammen, offene Gewalt kam hinzu, da verliess der Arme endlich seine Pfarre und sah sich gezwungen, betteln zu gehen. Während er nun in Noth und Elend ein unstätes Leben führte, schrieb er sein Gedicht, in welchem er die Fortuna anklagt und seine Leiden bejammert. Dieses Buch, welches den Titel Henriguethus hat, ist als Einführung in die Studien sehr geeignet und wird noch heute in den Schulen Italiens viel gelesen. — So weit Villani, der über anderthalb Jahrhunderte später lebte als der Dichter. Denn dass dessen Lebenszeit das Ende des XII. Jahrhunderts war, ergiebt sich aus dem Gedichte selber. Sicher ist dieses vor Ende 1194 geschrieben; denn die Art, wie II. 159 König Richards Gefangenschaft erwähnt wird, zeigt, dass Heinrich von dessen Freilassung 2. Febr. 1194*) noch Nichts wusste. Auch des verunglückten Feldzuges Kaiser Heinrichs VI. gegen Sicilien, der im Herbste 1191 statt fand, wird II. 61 in einer Weise gedacht, dass der zweite, glückliche Feldzug, der mit der Einnahme von Palermo Oct. 1194 endete, noch nicht erfolgt sein konnte. Dass das Gedicht aber nach 1192 geschrieben ist, beweist abgesehen von der Erwähnung des Todes Conrads von Montferrat**) nicht nur eben jene Erwähnung der Gefangennahme Richards***), sondern auch die Hindeutung auf den Tod Saladins †), der im März 1193 erfolgte. Wir werden also mit ziemlicher Bestimmtheit die zweite Hälfte des Jahres 1193 als Abfassungszeit des Gedichtes angeben dürfen ††). — Trotz dieses weiten Zeitabstandes werden die Nachrichten des Villani im Grossen und Ganzen durch Heinrichs eigene Andeutungen bestätigt †††). Nur scheint es, als wenn

*) Böhmer, Reg. 2817.

**) 1192 Apr. 28. Vgl. Wilken IV, p. 483. 87.

***) 1192 Dec. 21. Zum ersten Mal vor den Kaiser wurde R. 1193 Jan. 6. zu Regensburg gebracht. Vgl. Böhmer 2793 und Toeche p. 246 ff.

†) Denn der Zusammenhang zeigt, dass II. 66 nicht sentiet, sondern ein Perfectum gelesen werden muss.

††) Leyser p. 451 giebt 1191 oder 1192 an. Vgl. übrigens Fabricius bibl. med. lat. ed. Mansi III. 227 ff.

†††) Bäuerliche Herkunft II. 205. Studien in Bologna und Paris III. 70—78 vgl. mit IV. 213. Treulosigkeit der Freunde I. 127 (bis auf Einen, einen Engländer oder Franzosen, den er auf der Universität kennen gelernt haben mag und dem er in dankbarer Gesinnung sein Gedicht übers Meer schickt. IV. 231 ff.). Sollte der Bischof, dem er das Gedicht unter Ausdrücken der Ergebenheit und

dieser doch nicht ganz so unschuldig gewesen sei, wie Villani meint; er selber spricht von der Schande, die über ihn gekommen (I. 19), er klagt sich des Dünkels und der Ueberhebung an (III. 85) und scheint auf den Vorwurf verbotener Liebe, den die Philosophie ihm macht, Nichts erwidern zu können (IV. 150 ff.). Der Zug trotziger Individualität und ungestümer Leidenschaft, der seine Dichtung zu einer so eigenartigen Erscheinung macht, würde damit wohl stimmen. Auch seine Armuth mag von der späteren Tradition etwas übertrieben worden sein; er selbst spricht I. 197 ff. doch wenigstens von einem Diener, den er bei sich hatte. Wir werden uns ihn daher wohl eher in zurückgezogener Verborgenheit als mit dem Bettelstabe auf der Wanderung zu denken haben.

Von Heinrich von Mailand müssen wir sogar den Namen auf Treu und Glauben des Herausgebers, des einzigen, den er gefunden hat, annehmen; er selbst nennt sich in seinem Gedichte uns nicht. Offenbar war dies nicht sein einziges Werk; denn p. 3 sagt er: von langem Schlafe erwacht meine Muse und nimmt den Griffel. Für die Zeitbestimmung des erhaltenen Gedichtes kommen vier Momente in Betracht. Erstens die Erwähnung von Friedrichs II. und „fast seines ganzen Geschlechtes“ Untergang (p. 15); dieses „Fast“ beweist, dass hier nicht an den Tod des letzten Hohenstaufen, sondern etwa an den Tod Ezzelins gedacht wird, der im Feldzug gegen die Mailänder 1. Oct. 1259 erfolgte*). Zweitens die Erwähnung des verunglückten Kreuzzuges Ludwigs IX. nach Aegypten (1248—54); denn auf etwas Anderes können sich die Auslassungen über die plötzliche Demüthigung der sonst so waffenberühmten „gallischen Jugend“ (p. 16) doch kaum beziehen, obwohl ich gestehe, dass mir die Ortsbestimmung „in Auge“ und „Augis ad oppositum“ nicht verständlich ist. Drittens die Anspielung auf den plötzlichen Fall des „Fürsten von Morea“ (p. 16), unter dem kein Anderer verstanden werden kann, als Wilhelm II. Villehardouin, der ritterlichste und unternehmendste seines Stammes, in dessen Regierungszeit aber doch gerade die ersten Verluste der Franken in Morea fallen. Sein Kampf gegen Michael Paläologos und die unglückliche

---

mit der Bitte um Beförderung widmet, wirklich sein früherer Feind sein? IV. 245. Sein Name wird Petrus sein, der von 1189—1205 auf dem Florentiner Stuhle sass. Feller, Catalogus MSS. Bibl. Paulin. p. 289 erwähnt unter Heinrichs Beinamen auch den des Samariensis; daraus vielleicht zu schliessen, dass die Kirche in Calenzano, der er vorstand, San Maria hiess.

*) Annales Placentini Gibellini. Mon. Germ. SS. XVIII. 510.

Schlacht in Pelagonia, die für ihn die Ursache einer zweijährigen Gefangenschaft wurde, war auch im Occidente weithin bekannt. Die Trouvères stimmten damals Klagelieder an, weil der Sitz der echten Ritterlichkeit in Feindeshand gerathen *); auf diese im Oct. 1259 geschlagene Schlacht wird daher auch diese dritte Anspielung zu beziehen sein. Viertens die Widmung des ganzen Gedichtes an Pabst Clemens IV. (1265—68). Da die letztere möglicherweise erst später an das fertige Gedicht angefügt sein könnte, so werden wir mit Sicherheit nur dies behaupten: Das Gedicht muss einige Jahre nach 1259 entstanden sein.

Gerade das sechste Jahrzehnt des XIII. Jahrhunderts aber war für die Geschichte der Stadt Mailand ein äusserst bedeutungsvolles, es war Zeuge der ersten gewaltsamen Kämpfe der Popolaren und der Nobili, der Häuser Della Torre und Visconti. Nachdem 1258 ein Friede zwischen Volk und Adel zu Stande gekommen, hatte schon 1259 das Uebergewicht der Popolaren und die Lässigkeit, welcher sich die Nobili bei dem Angriffe Ezzelins schuldig gemacht hatten, zu einer völligen Zersprengung und Vertreibung der letzteren geführt. Eine vierjährige Vacanz des erzbischöflichen Stuhles, den bis dahin der aristokratisch gesinnte Leo Pereghi inne gehabt hatte, folgte; erst mit der Ernennung des Otto Visconti zu seinem Nachfolger gewann die Partei der Nobili einen neuen Mittelpunkt. Die Popolaren verweigerten die Aufnahme des neuen Oberhirten, seine Versuche, dieselbe zu erzwingen, vereinigten sich daher mit den gleichzeitigen Rückkehrversuchen der Nobili. Mehrmals werden die Popolaren mit Waffengewalt angegriffen, werden die Angreifer zur Capitulation genöthigt, Otto muss von Allem entblösst nach Rom fliehen, Gewalthaber folgt in der Stadt auf Gewalthaber, Clemens IV. belegt die Widerspänstigen mit dem Interdict — gleich bleibt in allem Wechsel nur die Hartnäckigkeit der Popolaren und die Gewaltsamkeit ihres Regiments. In Folge von Verhandlungen mit dem päbstlichen Stuhl zu Viterbo 1267 scheinen sie zwar nachgiebig, als aber 1268 Clemens IV. stirbt, verweigern sie die Erfüllung ihrer Versprechen. Erst 1277 ist es dem Visconti gelungen, in Gemeinschaft mit den Verbannten seine Rückkehr zu erzwingen **).

Ob unser Heinrich damals noch lebte, wissen wir nicht; sicher ist

*) Ersch und Gruber Bd. 85. p. 272. 283.

**) Vgl. hierüber Ripamontius, hist. eccl. Med. II. 267 ff. und Saxius (Sassi), Mediol. antist. hist. II. unter Otto. Annales Mediol. minor. ad ann. 1259 Mon. Germ. XVIII. 399.

es, dass er zu der Partei dieser Verbannten gehörte. Schon vereinzelte Aussprüche, wie: den Fürsten gezieme es, zuerst die Früchte der Poesie zu kosten (p. 3), oder: nur der sei wahrhaft adelig, der seine Sippe kenne (p. 17), zeigen seine aristokratische Gesinnung; nicht weniger die Adressirung seines Gedichtes an den Pabst. Welchen Antheil er aber an den öffentlichen Wirren seiner Vaterstadt nahm, das zeigt das Gebet, in welches er am Schlusse des zweiten Buches (p. 65) ausbricht: „O gnädiger Gott, demüthige die gierige Grausamkeit der Gewalthaber und zügele doch ihren frechen Stolz. Denn ach! Bürgerkrieg wollen die Tyrannen und des Staates Unglück machen sie zu ihrem Vortheil. Möge doch Dein Volk, vom göttlichen Geiste geleitet, wieder Ruhe haben und in Deinem Dienste eifrig Opfer bringen. Lass doch den Sturm sich legen und die reine Religion in Frieden wieder aufblühn!" Und wie arg er selbst und seine Familie in diesen Wirren gelitten hatte, das lehren die Worte, mit denen der Homo, den er als Ankläger gegen die Fortuna auftreten lässt und den es wohl nicht zu gewagt ist, mit ihm selbst zu identificiren, seine Klagerede beginnt (p. 7): „Wehe! Das Gut meiner Ahnen wird geächtet, die väterlichen Laren stürzten in jähem Fall. Meine Söhne sind von dem grimmen Hass der Machthaber getroffen, durch den Strahl des Neides von ihrer heiteren Höhe gestürzt. Auch des Vaters entblösstes Greisenalter schweift, vom heimischen Boden verbannt, in der Fremde. Es darbt die unschuldige Jugend des Bruders und seine Blüthe ist dahin. Mir*) weigern sogar das Licht, das allgemeine Gut, die Tyrannen, und die freigebige Luft, mir ist sie geizig geworden."

In der That, zwei merkwürdige, zugleich ähnliche und entgegengesetzte Erscheinungen sind es, die uns diese beiden gleichnamigen Italiener gewähren. Der Eine ein jugendlicher Hitzkopf, der Andere ein ernster, gereifter Mann, der Eine verbittert über persönliches Elend, der Andere trauernd über das Unglück seines Vaterlandes, der Eine in einsiedlerischer Zurückgezogenheit, der Andere im Gefängniss schreibend, Beide über ihre Umgebung beträchtlich hervorragend, Beide fast die nämliche Frage behandelnd — Alles muss unsere Wissbegierde erregen, wie denn sie diese Frage behandelten, wie sie lösten.

In heftiger Aufwallung beginnt**) Heinrich von Settimello: Wem

*) Denn so, nicht auf germana juventus, wird das Huic zu beziehen sein.

**) v. 1 bedeutet Aleph nicht wie Leyser will, einen Weheruf, sondern: das erste Buch. v. 1 und 2 sind, ähnlich wie bei den folgenden Büchern, als eine Art Ueberschrift anzusehen.

soll ich Dich verklagen, Fortuna? warum, Treulose, lässt Du mich schimpfliche Schmähungen erdulden? Das Gerücht ist mir feind und laut verlacht mich die gottlose Menge. Man macht Grimassen hinter mir (I. 10), in den Mühlen, an den Backöfen, in den Kirchen erhebt das Volk über meine Handlungen grosses Geschrei. Selbst wenn mich auch Ovid, wenn mich Virgils Muse und Lucans Posaune empföhle, mein guter Ruf würde kaum wieder hergestellt werden; wen einmal die Schande mit ihrem Makel befleckte, der braucht viel Wasser, um sich rein zu waschen. Wo bist Du hin, meine frühere Freude! o bittere Freude! die Du, kaum genossen, vergiftest und aus Honig Dich in Galle verwandelst! (27) Glücklich, wer nie das Glück kannte; nur aus der Freude kommt das Leid. Jetzt erkenne ich die Doppelgestalt der Fortuna (41), eine Mutter war sie mir, jetzt finde ich sie als Stiefmutter. Was habe ich Dir, Jupiter, gethan? (52) Woher diese Lust, mir zu schaden? Ich habe dem Himmel keine Blitze entwendet, noch der Juno Gemach betreten, noch den Giganten Waffen geliehen. Warum verfolgst Du mich also, Grausamer? warum? Rasend ist es und aller Weisheit baar, einem Unschuldigen zu schaden, aus Lust zu schaden. Das ist ein schlechter Sieg, den Elenden mit Leid zu überhäufen; das ist nichts Rühmliches, wenn Achill den Davus besiegt (63) und Hector den Thersites. Auch die Elemente zürnen mir (79), Erde, Feuer, Wasser, Luft bringen mir Schaden. Saturn droht mir mit seiner Sichel, Jupiter mit dem Blitze, Mars mit seinen Waffen, Phoebus mit seiner Gluth, Venus mit Gift, Mercur mit seiner Gerte, Luna mit ihren Pfeilen. Wohin soll ich fliehen? überall droht mir der Tod. Wollte die Natur (103) mich so Bitteres erdulden lassen, so hätte sie mich in ödere Gegenden versetzen sollen. Nach dem Schnee der Scythen möchte ich oder weit nach Ost oder West oder in die Wüste, wo keine Menschen sind, lieber möcht' ich, dass die fernen Inder (113) meine Schmach wüssten, als meine Nachbarn und meine Heimath. Wie die Nachtigall den Winter, so haben meine Freunde mich geflohen (129). Wie die Biene dem Honig, so folgen die Menschen dem Gewinn (139). Und ich bin ja so arm, dass nicht die Königin ohne mich in ihrem Bette liegen würde, wenn das Sprichwort Recht hätte, dass der Arme überall darnieder liegt *) (169). Am Tage freilich

*) Ich weiss den Doppelsinn von jacere nicht besser wiederzugeben. Ueber das Sprichwort: pauper ubique jacet vgl. übrigens auch Wattenbach Münch. S. B. 1873 p. 743.

vermindert wenigstens Gespräch*) und Lesen meine Qual. Nachts rast mit allen Furien die Verzweiflung wider mich und zerfleischt mein Inneres. Ich wälze mich hin und her, mein weiches Bett scheint mir mit spitzen Dornen die Glieder zu zerstechen, bald ist es mir zu hoch, bald zu niedrig, plötzlich liege ich mit dem Kopf am Fussende, mit den Füssen am Kopfende, bald springe ich auf, bald lege ich mich hin. So kann ich es nicht aushalten, ich schelte auf meinen Diener: „Herbei! elender Hugo, rufe ich, herbei, Nichtswürdiger! Was machst Du? Hugo, schläfst Du? Sieh hier mein Bett, heisst das, es aufmachen?“ Dann prügele ich ihn sogar mit den Fäusten und gebe so mein eigenes Leiden weiter. Der Junge aber wühlt in den Kissen und prügelt sie und lässt sie entgelten, was ich ihm anthue (206). Kommt dann endlich der Schlaf, was selten, so spielen kranke Träume in wildem Sturme mit mir. Ich versinke im Ocean, ich werde auf den Markt gebracht und für einen Spottpreis verkauft**), ich sehe die Götter in Waffen daherstürmen, Ströme versickern vor meinen Augen, das Meer trocknet aus, Atlas sinkt zusammen. Wäre der Himmel Pergament (235), wären so viel Schreiber als Blätter an den Bäumen, wäre so viel Dinte wie Wasser: meine Leiden könnte man nicht auserzählen. Und so sei verflucht der Tag, an dem ich empfangen, an dem ich geboren wurde, verflucht der Tag, an dem ich die Mutterbrust zum ersten Male nahm, verflucht, an dem ich in der Wiege plärrte! Alles ist gegen mich verschworen (250), nur zu Dir, gütiger Gott, kann ich noch fliehen, steh Du mir bei, mein Vater, mein Schöpfer, Kyrieleison!

Die Verwirrung der religiösen Vorstellungen, von der wir oben sprachen, tritt in diesem kurzen Auszug aus dem ersten Buch der Elegie so deutlich hervor, dass wir in dem Folgenden uns noch kürzer fassen. Im Eingang des zweiten Buches (40 ff.) ist eine sonderbare Drohung, die der Dichter gegen die Fortuna ausstösst, bemerkenswerth: „nimm Dich in Acht, sagt er, dass nicht all Deine Pein auf Dich selbst zurückfalle, denn oft trifft der Pfeil den Schützen; kommst Du, Rasende, mir unter die Hände, dann zerreisse ich Dich und werfe Dich den wilden Thieren vor.“ Nun erscheint endlich die Göttin (51), ganz erstaunt, dass man sich über sie beklage. „Bin ich nicht die Herrin

---

*) Eigentlich colloquium t u r b a e (v. 175); was dies bedeutet, da man sich den Dichter doch nicht im Kloster oder sonst mit Menschen in Gemeinschaft denken kann, weiss ich nicht.

**) Oder wie will man tenuem taxillor ad assem (v. 217) übersetzen?

über Alles, zittern vor mir nicht alle Theile der Welt? Jüngst hat der Alemanne an Siciliens *) Küste meine Macht kennen gelernt, als er seine Ritter, sein Fussvolk, seine Burgen verlor und kaum sich selber rettete, auch Saladin, Pompejus, Darius, Cyrus haben meine Feindschaft gefühlt und Du, von dem das Gerücht schweigt, Du machst mir Vorwürfe? Du beklagst Dich über meine Unbeständigkeit? Uebt nicht Jeder seine Kunst? Der Ritter freut sich an Pferden, der Fischer am Bache, der Priester an Gesängen, der Schiffer an der See, der Krieger am Kampfe, der Dichter an Versen. Der Bauer pflügt, der Kaufmann schachert, die Jungfrau pflückt Blumen, der Narr ist verliebt — und ich, die ich eine Göttin bin, sollte nicht thun, was mein Beruf ist? (99 ff.) O ihr Menschen! wenn ich euch Reichthümer schenke mit freigebiger Hand, dann werde ich gepriesen und erhoben, wenn ich aber meine Hand schliesse, dann fällt man über mich her, dann heisse ich die meineidige, die feile Dirne. So geht es dem Thoren immer: wenn er Nichts mehr zu sagen weiss, dann fängt er an zu schreien." Nun folgt eine hitzige Wechselrede; der Dichter sagt, nun sähe er deutlich, dass der Unglückliche immer auch Unrecht bekomme (137), die Berufung der Fortuna auf ihre Abhängigkeit von Gesetzen will er nicht gelten lassen; „schiebe nicht auf Andere, was an Dir selbst liegt, Du selbst bist leichtfertig und flüchtig, ohne Vernunft und Maass." (157) Sie dagegen geht in den Ausdrücken ihrer Verachtung immer weiter: „Wer bist Du? wer sind Deine Eltern? geh auf Dein Feld zurück und gebrauche die Hacke! (169) Wahnsinniger, geh fort und verkrieche Dich für immer! Du Ameise, Du Mäuslein, Du Knirbs (179). Ich fürchte Dich so wenig wie Rom **) das kleine Tibur, wie der Adler die Cicade, der Löwe den Schmetterling." Dennoch macht sie zum Schluss noch den Versuch eines Vergleiches (221) „ich will ruhig und vernünftig sprechen, sagt sie; sieh! ich würde in Verachtung gerathen, wenn ich mir immer gleich bliebe, alles Häufige wird gering geschätzt, in Indien ist der edle Pfeffer wohlfeiler als Polei, der grüne Aspis als gewöhnlicher Feldstein. Darum bin ich auch Dir eine Zeit lang karg gewesen, will Dir aber jetzt auch wieder gnä-

---

*) Heinrich VI. kam freilich nicht bis nach Sicilien, die Pest nöthigte ihn schon vor Neapel zur Umkehr; seine Gemahlin aber wurde von den Feinden gefangen und nach Sicilien entführt. Darauf bezieht sich hier v. 62 Fericam perdidit suam nach Leyser; mir ist das Wort nicht klar. = fierge, Schad

**) v. 184: polis avara. Von Leyser sonderbarer Weise auf Constantinopel bezogen.

diger sein.“ Dies weist aber der Dichter mit Entrüstung und neuen Vorwürfen zurück und so schliesst das zweite Buch mit gegenseitiger offener Kriegserklärung. Hierin liegt nun auch die Antwort des Dichters auf jene Grundfrage: wie denn eigentlich das Verhältniss der Fortuna zum Fatum, zur Natur, zu Gott gedacht werden solle, schon enthalten. Die Fortuna ist allerdings eine Göttin, aber recht eigentlich die Göttin der Ungerechtigkeit, der Gesetzlosigkeit, des von keinem höheren Princip geleiteten Wechsels; der Mensch kann daher nichts Besseres thun, als sich gänzlich von ihr lossagen, von ihr weder etwas fürchten noch hoffen. Dieser Gedanke, der freilich nur eine sehr unvollkommene Lösung der Frage ist, wird in den folgenden zwei Büchern im Wesentlichen nur weiter ausgeführt (vgl. bes. III. 31. IV. 17); wir können uns daher ein weiteres Eingehen auf diesen didactischen Theil der Dichtung hier füglich ersparen und uns gleich zum anderen Heinrich, dem von Mailand, wenden.

Nicht wie der leidenschaftliche Toscane giebt dieser seinen Empfindungen einen unmittelbaren Ausdruck, er rückt sie sich gewissermassen in die Sehweite, indem er sie einem Anderen in den Mund legt, den er vor dem Richterstuhl der Sophia über die Fortuna Klage führen lässt. Auch folgte er damit in noch ausgeprägterer Weise als Heinrich von Settimello einer Geschmacksrichtung seines Zeitalters*), welches, theils wohl das Muster des ovidischen Waffenstreites nachahmend, theils durch die Sitte der dialectischen Schulzweikämpfe veranlasst, diese Form des gerichtlichen Streites auch in der Poesie gern anwendete. Als Beisitzer der Sophia müssen hier wohl die übrigen Tugenden und Künste, da eine derselben, die virtus, p. 27 von der Richterin ausdrücklich angeredet wird, gedacht werden, obwohl es fast unbegreiflich ist, wie der Dichter in der Vermenschlichung dieser Personificationen so weit gehen konnte, dass er sie p. 5 als

duces rimantes abdita, docti
Pallade, *mortales* corpore, mente Dei

*) Schon in der Ecloge des Theodul (saec. X) traten die Pseustis, Alithia, Phronesis in Wechselrede auf. Aus der späteren Zeit vgl. man z. B. den Conflictus ovis et lini (bei Edélestand du Meril Poes. pop. lat. du moy. âge p. 1), den Streit des Nummus und Amor (bei Wattenbach a. a. O. p. 704 ff.), den Poenitentiarius lupi u. s. w. (bei Flacius 189 ff.) das Gedicht jenes Sidonius, von dem Eberh. Betun. sagt: Per tot personas duo testamenta figurat Sidonius. *Judex philosophia sedet*. Goliae dialogus inter aquam et vinum ap. Wright, Walter Mapes 87. Ins Komische gewandt der Conflictus vini et aquae, Carmin. bur. 232.

bezeichnete. Wäre es aber nicht noch unbegreiflicher, wenn er in der That einen menschlichen Gerichtshof in diesem Streit zwischen Mensch und Fortuna hätte entscheiden lassen wollen? Und was man in einer solchen Vermenschlichung wagte, sahen wir ja oben (p. 48) an Heinrich von Settimello. Wie dem nun sei, vor einem Gerichtshof wenigstens tritt der Kläger auf, und nicht weniger studirt als der ovidische Ulysses. Er springt vom Sitze auf (p. 6) und — schweigt, er überlegt noch einmal seine Rede, tiefe Seufzer stösst er aus der gepressten Brust, Thränen rinnen ihm über die Wangen*), er schlägt die Augen nieder, verhüllt sein Gesicht, endlich beginnt er, und zwar mit jener Schilderung seines Unglückes, die wir oben für die Schicksale des Dichters selbst in Anspruch genommen haben. „Aber nicht genug, fährt er fort, dass mich das Unglück plagt, leere Traumbilder bringen mir die frohen Tage wieder, und verdoppeln meine Schmerzen, wenn ich ihren Trug erkenne (p. 7). Wer ist es, der den inneren Sinn bewegt und in den Schlaf sich einschleicht? Ist das ein Werk der ewigen Gottheit? Erhellt ein höherer Geist diese Scheingestalten oder vielleicht der menschliche Geist mit eigener Leuchtkraft? Oder berührt der Hauch einer mittleren Kraft (mediae virtutis) unsere Organe? Bringen die Bewegungen der Gestirne diese Zeichen hervor?**) Oder treiben Todtengespenster mit uns ein eiteles Spiel, um uns nur noch grausamer zu peinigen? — Warum hat meine Mutter mich geboren? Warum habe ich an ihrer Brust gelegen? Warum wurde nicht im Mutterleibe dieses Leben begraben? (p. 8) Dich, trügerische Fortuna, klage ich an vor dem gerechten Richter, die Du mit freundlicher Miene hinterrücks uns Unheil bringst; die Du in arger Verstellung, während Du uns den Friedenskuss bietest, mit tückischem Dolche uns das Herz durchbohrst (p. 9). Nach Art der Aerzte***) mischest Du Schmackhaftes mit Bitterem; das ist das traurige Heilmittel Deiner Kunst. Auch das erhabene Recht, die Gebote des Gesetzes verschmähst Du, die Unterthanen der Gerechtigkeit triffst Du mit Deinen Streichen, die

*) Ingemit et lacrim a n s zu lesen für lacrim a s.

**) Ueber Glauben an Einwirkung der Sterne und Traumdeuterei vgl. Reinardus II. 369 ed. Mone, Eberhardus Bethun. Labyr. I. 27 ff. Brunellus p. 60 ed. Guelferb., Bernhardus Gest. I. 323—339, John. Sarisb. Policr. I. c. 10 ff., Joinville II. 24, 2 Erzählungen von Bernh. Silvester bei Cousin a. a. O. p. 279. 80.

***) Vgl. die missliebige Aeusserung über Aerzte bei Eberhard v. Béthune oben p. 13 u. Anm.

Tugend findet nimmer Ruhe (p. 10). Was rasest Du, Neidische, warum ergrimmst Du über die Freuden Anderer? Speise ist Dir der Hunger Deines Bruders, Heilmittel die Wunde Deines Nächsten. Wie die Eule bist Du, die das Licht schmerzt, wie die Schlange, die der Wohlgeruch peinigt." — Gereizt tritt nun die Fortuna vor, mit zorngeröthetem Antlitz; dreimal schüttelt sie stolz das Haupt, dann beginnt sie (p. 11): „Selbst die Götter greift jetzt die ungerechte Verleumdung an, zumal mich verfolgen Alle und dennoch lebt Niemand ohne meine Gaben (p. 12). Falsch werde ich genannt, befleckt mit ruchlosen Verbrechen, und falsch ist gerade der Vorwurf, der mich zerfleischt. Mir fordert meine Gaben ein Jeder ab wie sein Recht, ich allein soll nicht freiwillig schenken dürfen. Wie? wenn es mir nun beliebte, meine freundliche Hand zu schliessen, wolltest Du dann meine Geschenke mir entreissen? Wenn ich Dir vielleicht bald finsterer bald heiter erschien, nun, das schwankende Leben verlangt den Wechsel; auch die Gestirne sind bald umhüllt bald wolkenlos, bald schweigt die Nachtigall, bald schmettert sie freudig ihr Lied. Was kann ich dafür, wenn die Tugend oft von der Schuld getreten wird? Durch Leiden gewinnt die Tugend erst rechten Glanz, durch Reiben verdoppelt sich der Wohlgeruch des Gewürzes, durch kalte Stürme wird der Himmel heller, durch Anprall an den Fels klärt sich das Wasser (p. 13)*). Mit geduldigem Sinne trägt der Gute die Schicksalsschläge, weiss er doch, dass er leidet nach einem Alles lenkenden Gesetz. Nicht stehen bleiben kann Phoebus auf der Himmelshöhe, nicht lange bewahrt Phoebe ihre volle Scheibe; sollte also der Sterbliche im dauernden Loos beharren? Dahin welkt der Mensch wie ein schwankendes Blatt, sein ganzes Leben sitzt ihm der Tod auf dem Nacken, er begleitet den Jüngling, er klammert sich an den Greis (p. 14). Wem es gefällt, der besteige unser Rad, drehen muss er sich lassen nach unserm Gesetz. Mächtig war Friedrich, der Herr der Welt, mächtig durch den Adel seines Geschlechts, reich an Städten, Söhnen und Vasallen, hielt er sich lange oben auf dem Rade; doch endlich stürzte er schmählich hinab, fast der ganze Stamm des Königs ging zu Grunde, Fäulniss zerfrass des Elenden Leiche (p. 15). Nicht anders ging es der weitgefürchteten gallischen Jugend, dem kühnen Fürsten von Morea nicht anders, und Du, den unser Rad nur mässig hob, beklagst Dich, als wärest Du von hohem Gipfel gestürzt?"

*) Aehnlicher Gedanke bei Jovian. Pontanus, Antonius. ed. 1491 Neapol. fol. 1 Quae fluant aquas u. s. w.

(p. 16) — Nach dieser Rede der Fortuna, die allerdings wenig Beruhigendes für den Kläger haben konnte, und die auch den Gerichtshof nicht überzeugt, erhebt sich die Sophia. „Tödtlich verletzen, so beginnt sie, Schmerz und Begierde, beide rauben dem Geiste sein Urtheil. Die trübe Quelle kann kein Antlitz wiederspiegeln, ein unruhiger Geist die Wahrheit nicht erkennen. Ist der nicht zu bedauern, der nur, was ihm gefällt, für billig hält und ewige Gesetze seinem Vortheil beugen will? (p. 17) Nicht Vorzeichen *) sind es, die Dein Unglück herbeiführten, von den Erdbewohnern in eiteler Angst gefürchtet; nicht Deine Geburt unter einem unglücklichen Stern hat Dir geschadet, denn diese Gewalt hat der Himmel nicht. Aus ewigem, vernünftigem Rathschluss ging Dein Loos hervor. In matter Ruhe erschlaffen die Arme, durch Arbeit wird ihre Kraft geschwellt; verwundet erhebt sich der Zorn des wilden Löwen und feuriger kämpft getroffen der Krieger (p. 18). Einem befriedeten Geiste ist die Weisheit nahe, wie der Phoenix ein schmutziges Nest, so flieht sie unlautere Herzen. Wer in ewigem Lichte die Welt schauen will, der steige auf und erhebe sich über das Niedere. Von wechselndem Sturme wird umhergeworfen, wer das Irdische durchirrt, der Weise hat immer das gleiche wolkenlose Bild des Aethers vor Augen**). Nichts nimmt, Nichts giebt die Natur dem Menschen, wenn er geschaffen; wie er geschaffen, nackt und bloss, so wird er unter die Erde gehen. Kein Eigen schenkt die Fortuna irgend Wem, sie borgt nur und plötzlich nimmt sie, was sie gab (p. 22). Doch, rauh oder mild, immer ist sie Dir treue Mutter und freundlich gesinnt. Nicht grollt sie neidisch über den Reichthum ihres Nächsten, Jedem ohne Vorliebe ist sie geneigt. Nur Gerechtes will sie, die geschickt ist vom gerechten Richter. Komme sie mit heiterem Antlitz oder mit finsterem, immer glänzt sie im Lichte der Gerechtigkeit; indem sie den Geist bedrängt, führt sie ihn zu sich selbst zurück ***). Sie ist nicht eine willkürliche Ursache; nur den Namen Fortuna hat sie mit dieser gemein und darum hat fälschlich die Masse der Dichter ihr blindes Walten beigelegt. Aber auch nicht von den Gestirnen leitet sie ihre Abkunft her, aus einem edleren Geschlechte stammt sie, ihr Vater ist der göttliche Geist. Als seine Tochter geht sie durch die Welt, die königliche, und erleuchtet, was lange verborgen war; sie führt den Willen des höchsten

---

*) Für omnia lies omina.

**) p. 19 für Aetheris hinc facies lies huic.

***) p. 23 für Non a clementi zu lesen nam.

Künstlers aus und verkündet seine Beschlüsse *). Die höchste Vernunft ist ungetheilt und bei sich selber, durch die himmlischen Körper ergossen, verschmäht sie schwankenden Wechsel. Dann von den höheren Kreisen auf das Wandelbare (die Natur) übertragen, ändert sie ihren Namen und wird Fatum genannt; Formen, Lagen, Zeiten, Bewegungen des Einzelnen leitet das Fatum in schöner Ordnung und nach weisem Gesetz. Und dieses Gesetz überträgt auf den untersten Kreis (den irdischen) wie ein treuer Dolmetsch die Fortuna; aus freiem Entschlusse befolgt der Mensch ihre Gebote (p. 25).

Hier können wir nun auch Heinrich von Mailand vorläufig verlassen; denn hier haben wir die Auflösung der bisherigen Widersprüche, wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Harmonie antiker und christlicher Anschauungen gefunden. Ja, wir sind bis in die Nähe von Dante, der ja kaum ein halbes Jahrhundert später die gleiche Feindschaft seiner Vaterstadt zu dulden hatte, wie dieser Heinrich, vorgedrungen. Man lese Inferno VII. 72 ff. **) und Purgatorio XVI.

---

*) p. 24 für forti zu lesen sorti.

**) Colui, lo cui saper tutto trascende
Fece li cieli, e diè lor chi conduce
Sì che ogni parte ad ogni parte splende.

Distribuendo ugualmente la luce
Similemente agli splendor mondani
Ordinò general ministra e duce,

Che permutasse a tempo li ben vani
Di gente in gente e d'uno in altro sangue
Oltre la difension de' senni umani.

Perchè una gente impera, e l' altra langue
Seguendo lo giudicio di costei
Che è occulto, come in erba l'angue.

Vostro saper non ha contrasto a lei:
Ella provvede, giudica e persegue
Suo regno, come il loro gli altri Dei.

Le sue permutazion non hanno triegue:
Necessità la fa esser veloce,
Sì spesso vien chi vicenda consegue.

Quest' è colei, ch' è tanto posta in croce
Pur da color, che le dovrian dar lode
Dandole biasmo a torto e mala voce.

79 ff.*) und man wird im Wesentlichen die gleichen Anschauungen über die Fortuna und ihr Verhältniss zu den Menschen wiederfinden.

Ma ella s' è beata, e ciò non ode:
Con l' altre prime creature lieta
Volve sua spera, e beata si gode.

*) A maggior forza ed a miglior natura
Liberi soggiacete, e quella cria
La mente in voi, che il ciel non ha in sua cura.

III.

Es erübrigt nun, von denjenigen Zügen dieser Schulpoesie zu reden, die zwar nicht die hervorstechendsten, wohl aber die erfreulichsten sind, da sie aus einem eigenartigen, inneren Triebe der Zeit entstanden scheinen. Ich meine die Spuren einer Geschmacksrichtung, die sich vielleicht am kürzesten als Realismus oder als Hang zur Beobachtung der Wirklichkeit bezeichnen liesse und die sich vornehmlich in doppelter Weise äussert: als fleissige Wiedergabe des Lebens in der Natur und als genrehafte und satirische Darstellung des Menschenlebens. Freilich lassen sich auch diese Erscheinungen nicht ganz von dem Schulbetrieb und der Nachahmung des Alterthums loslösen, aber sie zeigen in der Nachahmung selbständiges Schaffen, sie führen uns aus der Schule in das Treiben des Marktes, in Feld und Wald, aus der Theorie in das Leben, aus der Vergangenheit in die Gegenwart.

Dasjenige, was sowohl Naturbeschreibung wie Genre noch mit dem Schulbetrieb verknüpfte, war das einfache Bedürfniss, in jene voluminösen, einförmigen Helden- und Lehrgedichte wenigstens durch characteristische Ausmalung einzelner Scenerieen und Episoden etwas Abwechslung und Leben hineinzubringen. Es lässt sich daher begreifen, dass gerade diese Ausstaffirung (wenn man so sagen darf) der Gedichte ein Hauptaugenmerk der Schuldoctrin wurde, dass z. B. in der Poetik des Geoffry Vinesauf fast alle Regeln, die ausser den rein grammatischen gegeben werden, eben solche Vorschriften für die möglichst pointirte Zeichnung und möglichst reiche Ausschmückung einzelner Zustände, Gegenstände, Handlungen sind, während von der Gesammtauffassung eines dichterischen Gedankens fast gar nicht die Rede ist.

Aber mit dieser rein äusserlichen Erklärung reichen wir doch nicht aus; wir stellen uns unwillkürlich die Frage, ob nicht noch tieferliegende Ursachen, ob nicht gewisse Gedankenrichtungen hinzugekom-

men seien, die dahin trieben, jenes Bedürfniss gerade in der Weise zu befriedigen, wie es geschehen. Und diese Frage würde dann wohl zu bejahen sein.

Den Natursinn zu wecken, musste schon die äussere Umgebung, in der diese dichtenden Kleriker sich befanden, nicht wenig beitragen. Die Abgeschiedenheit des Klosters*), die harmlose Beschäftigung der Geistlichen mit ländlichen Arbeiten, die enge Berührung, in welche sie dadurch mit den täglichen Vorgängen des Lebens in der Natur traten, Alles dies musste ihr Auge und Ohr besonders für die wiederkehrenden, dauernden Naturerscheinungen schärfen. Nun aber traten sie nicht ohne Voraussetzungen an die Natur heran, sie nahmen nicht wie der Landmann, der wandernde Gesell in unbefangener Empfindung die wechselnden Eindrücke des Augenblickes auf, sie waren Geistliche, Gelehrte, sie neigten mehr zur Reflexion, sie fanden daher auch an der Natur mehr einen Gegenstand für die Betrachtung als eine Anregung für das Gefühl, mehr ein Object sittlicher als ästhetischer Auffassung. „Du findest Manches in den Wäldern, was Du in den Büchern nicht findest und Holz und Stein lehrt Dich, was Du von Deinem Lehrmeister nie erlernt hattest,“ sagt der h. Bernhard; und noch über zwei Jahrhunderte später war es ganz dieselbe in sich gekehrte, religiös beschauliche Stimmung, die den Einsiedler von Vaucluse auf die Höhen des Mont Ventoux hinauftrieb. Einen ähnlichen Sinn finden wir nun auch bei den meisten jener geistlichen Schulpoeten. Die Einsamkeit der Natur galt ihnen als die heilige Stätte, wo sie ihrem Gott am nächsten waren; hier, dem verwirrenden Menschentreiben entzogen, dachten sie nach über die Zweckmässigkeit der Welt, über die Ordnung und Schönheit selbst der kleinsten Theile dieses grossen Ganzen, hier suchten sie Schutz in Anfechtungen und Versuchung. Und dies beschauliche Wesen spricht sich nicht bloss in den eigentlichen Naturbetrachtungen, sondern auch in den Naturbeschreibungen aus, indem auch in diese nicht selten die Reflexion sich eindrängt und indem eine besondere Vorliebe für das kleinere, stillere Leben und Walten, welches ja vornehmlich für den sinnigen Verstand solche Reize hat, wohl nicht in ihnen zu verkennen ist. Diejenigen Dichter, wie Heinrich von Mailand, Walter von Chatillon, welche auf die mehr das Gefühl ergreifen-

*) Bekanntlich bauten namentlich die Cisterzienser und die ihnen verwandten Orden ihre Klöster fern von menschlichen Ansiedlungen. Freilich waren die Schulen nicht allein in den Klöstern, sondern auch in grösseren Städten; aber den Lärm des Marktes werden auch diese so viel als möglich gemieden haben.

den, ausserordentlichen und gewaltigen Naturvorgänge grössere Aufmerksamkeit richten, zeigen sich eben hierin als Schüler des mehr pathetisch erregten Römerthums.

Wir wollen nun den Leser nicht mit einer Aufzählung aller Naturbetrachtungen und -beschreibungen ermüden, denen wir bei der Lectüre dieser Schulpoeten hier und dort begegnet sind; einige Hauptbeispiele derselben aber müssen wir, da noch wenig auf diese Erscheinung geachtet worden ist, etwas deutlicher vor Augen führen. Es ist wohl nicht Zufall, dass häufig bei sonst ganz verschiedenartigen Gedichten ein völlig gleichartiger Eingang wiederkehrt: die Vorstellung, der Dichter habe sich in der Einsamkeit der Natur befunden, als ihm seine Gedanken gekommen seien. So in einem halb satirischen Gedichte über die Cisterzienser und Benedictiner (Wright, Walter Mapes p. 237), so in einem Gedichte Ragewins über die Verlockungen der Welt (M. S. B. 1873. p. 690), so in dem Palponista des Bernhard von Gest. So beginnt auch Walter seine berühmte Apokalypse: „Im Monat Mai, als heiss die Sonne brannte, begab ich mich, um Kühlung zu suchen, in einen schattigen Hain. Dort lagerte ich mich um die Mittagsstunde unter einer dichtbelaubten Eiche“ u. s. w.*) Und so leitet der unbekannte Verfasser eines sermo de vitiis et virtutibus**) sein Gedicht folgendermassen ein: „Ein Landgut hat mein Oheim mitten im Walde; dorthin flüchte ich mich oft und lasse Sorg und Mühsal hinter mir; die Anmuth der Landschaft, der grünende Rasen, der schweigende Wald, die sanften Lüfte, der muntere Quell erfrischen meinen müden Geist und geben mich mir selber wieder. Denn wer lebt in der aufgeregten und lärmenden Stadt, der nicht sich selbst entfremdet wird und eitlem Tand sein besseres Theil hingiebt?“

Dass es aber vornehmlich die Idee von der Einheit und Zweckmässigkeit alles Lebenden und Wachsenden war, welche diese erhebende und beruhigende Wirkung auf jene Männer ausübte, mag die sapphische Ode des Alan von Lille beweisen (op. ed. Car. de Visch p. 290. Leyser p. 1050), in welcher die personificirte Natur folgendermassen angeredet wird: „O Du Gottestochter, Mutter der Dinge, Du Band und Einigung der Welt, Du Edelstein des Irdischen, Spiegel des Lichtes***), Morgenstern des Erdkreises! — Die Du das Weltall lenkst an Deinen Zügeln, Alles

*) Vgl. Giesebrecht Allg. Monatsschr. 1853. I. 346 ff.

**) Hagen, Carmina medii aevi p. 160 (cod. Bern. 702 s. XI—XII).

***) Für speculum caducis zu l. speculumque lucis.

in Eintracht verknüpfest und festigest, mit dem Friedensbande Himmel und Erde vermählst. Die Du der Vorsehung reine Gedanken wiederdenkend der Dinge Gestalt ausprägst und Stoff in Formen kleidest. Die der Himmel liebt, der die Lüfte dienen, die die Erde anbetet und die Wasser verehren. Die Du den Tag reihst an die Zeiten der Nacht, die Sonnenleuchte dem Tage zugesellst und mit dem klaren Mondesspiegel die Wolken der Nacht besänftigst. — Die Du der Vögel Heer in unseren Lüften wohnen lässest und an Deine Gesetze bindest. Auf deren Geheiss sich der Wald verjüngt und in Blätterfülle prangt und die Erde in ihrem Blumenkleide. Die Du das Dräuen der Wellen beruhigst und erregst und die empörte Fluth im Zaume hältst, damit sie nicht der Sonne Angesicht bedecke —" u. s. w.

Man sieht, eine eigenthümliche Mischung von antik philosophischen und von biblischen Ideen, wie sie etwa in den Naturschilderungen des Buches Hiob oder den Psalmen uns entgegentreten. Und Aehnliches liesse sich auch von den Naturbetrachtungen des Heinrich von Mailand sagen, der, wenn auch selbst kein Geistlicher, doch ganz mit der scholastischen Bildung genährt war. Nachdem nämlich die Sophia die oben skizzirte Rede an die Fortuna und den Menschen gehalten und dann noch ein glänzendes Lob der Tugend angestimmt hat, beginnt sie mit dem zweiten Buch (p. 39 ff.) eine Beschreibung des Weltalls; zuerst des Himmels und vornehmlich des Thierkreises (— p. 45), dann des Chaos und der hieraus entwickelten vier Elemente (— p. 47), dann des gegenwärtigen Zustandes der Erde (— p. 59). Hier nimmt der Dichter seine Kraft zusammen und liefert wahrhaft glänzende Schilderungen, so der Winde, des Meeres (p. 54), der Erderschütterungen (p. 55. 56). Dann folgt noch eine Beschreibung des Inneren der Erde, der Steine und Metalle und endlich noch einmal ein erhabenes Lob der allumfassenden Vorsehung (p. 59. 60). Und wie steht dies Alles in Verbindung mit dem Anfang des Gedichtes? Der Dichter sagt es uns selbst: „Das Anschauen der Natur vermag den Gram zu lindern; auf sie gerichtet blutet weniger das wunde Herz" (p. 39). Und die Wirkung auf jenen Ankläger der Fortuna bleibt auch nicht aus; er unterwirft sich freudig dem ewigen Gebot und spricht zum Schluss: Dem Weisen ist das ganze Weltall Heimath!

Walter von Chatillon verwendet in seinen Naturschilderungen vielleicht am meisten antike Farben. So wird am Anfang des vierten Buches der Marsch des griechischen Heeres auf Arbela in eine eigenthümlich trübe und beklommene Beleuchtung gesetzt, am Anfang des siebenten das langsame Herabsinken der Nacht vor dem Tod des Darius

geschildert — Beides nach dem Muster des Lukan. So entspricht die stimmungsvolle Art, wie das Naturleben mit dem Tode des Alexander in Verbindung gesetzt wird, ganz der Rhetorik der Alten: am Tage vor dem Untergang des Helden macht die Erzählung Halt und überlässt die Menschen den Gedanken des Lesers; die Nacht sinkt herunter, die Sterne scheinen nicht, matt treibt mitten auf dem Meere ohne Richtung das Schiff, der Morgen kommt herauf, aber es fällt kein Thau, die Vögel begrüssen nicht den jungen Tag, der Morgenstern verlässt vor seinen Genossen den Himmel, die Sonne zögert zu erscheinen — und so wird durch eine ganze Reihe von Versen (X. 330—74) in höchst empfindungsvoller Weise das Bangen und die Trauer der Natur beschrieben, bis die Erzählung dann endlich zu dem Helden zurückkehrt und erst am hohen Tag die Katastrophe erfolgen lässt. Auch die Beschreibung einer landschaftlichen Aussicht ist nicht ohne Interesse; Alexander hat die erste Nacht am asiatischen Strande zugebracht; kaum weckt nun die Morgenröthe den Gesang der Vögel, da erhebt sich der Held vom leichten Schlafe

Igitur cum sole retusum
Prospexit primo pelagus radiosque natantes
Emicat extemplo castris et in ardua montis
Erumpens Asiae metitur lumine fines.
Hic ubi vernantes cereali gramine campos,
Tot nemorum saltus, tot prata virentibus herbis
Lascivire videt, tot cinctas moenibus urbes,
Tot Bacchi frutices, tot nuptas vitibus ulmos,
Jam satis est, inquit, socii, mihi sufficit una
Haec regio: Europam vobis patriamque relinquo (I. 432 ff).

Wie gesagt, das Vorbild der Alten ist in diesen und ähnlichen Schilderungen (vgl. II. 306. V. 351. IX. 42) nicht zu verkennen; aber es ist nicht wie z. B. bei den Palastbeschreibungen oder den Personificationen todte Schablone, es ist dem Dichter vielmehr Anleitung zu selbständiger Beobachtung, zu eigenartiger Empfindung geworden. —

Wilhelm der Bretone verläugnet nicht die gleiche Schule*); die meisten seiner Schilderungen zeigen aber doch einen, freilich weniger formgewandten, aber auch um so unabhängigeren, um so selbständiger beobachtenden Geist. Er wird nicht müde, uns farbige Landschafts-

---

*) Ganz akademisch ist z. B. der Anfang von Buch VIII, den Caspar Barthius besonders schön fand.

bilder aus seinem Vaterlande oder aus den Gegenden, die er im Geleite seines Königs kennen lernte, vorzuführen. Er hat offenbar seine Freude daran, wie Tours so stattlich daliegt (III. 682 ff. u. 706 ff.), mitten zwischen der klaren Welle der Loire und des Cher, stolz auf seine Bürger, mächtig durch seinen Clerus, zahlreich an Volk, rings von Hainen und Weinbergen leuchtend; er verbirgt sein Staunen nicht über die Steile des Felsen Gaillard (VII. 45 ff.), der wie ein Thurm bis in den Himmel zu ragen scheint, oder über die kühne Lage der Kapelle auf Mont St. Michel (VIII. 51 ff.)*). Er scheut sich auch gar nicht mitten in solche Beschreibungen eigene Betrachtungen einzufügen, so z. B. in die Beschreibung der Fluth (VI. 495—550), die ihrerseits wieder die Erzählung von dem Mord des jungen Arthur von England in Rouen nicht ohne Wirkung unterbricht. „Die Ursachen dieser wunderbaren Erscheinung sind nur Gott bekannt, den Menschen wird sie ewig dunkel bleiben. Der Hergang aber ist folgender: Sobald in den Mondzeiten der Ocean anschwillt, und in rückläufiger Bewegung wie zu seinen Quellen zurückdrängt, zu denselben Stunden wird die Seine gezwungen, zurückzufliessen. Das ist doch sehr merkwürdig, dass ein solcher Strom, so breit und tief, von so starkem Fall und so langem Lauf, so oft gezwungen wird, sich selbst entgegenzulaufen. Ist das salzige Wasser denn stärker als das süsse? oder hasst das süsse das salzige vielleicht so heftig? Oder, da das Meer die Mutter der übrigen Gewässer ist, muss vielleicht das kleinere dem grösseren gehorchen? Das untersuchet Ihr, denen Macht verliehen ist, die geheimen Läufe der Natur zu erforschen; wir Gewöhnlichen müssen uns begnügen, die Sache zu kennen, die Ursache nicht zu wissen.“ Und bei einer ähnlichen Gelegenheit (VIII. 63 ff.): „Woher es aber kommt, dass der Ocean gerade zu der Zeit höher schwillt, wenn der Mond in voller Scheibe glänzt oder wenn er neu sich rundet, und warum zu anderen Zeiten er schwächer fluthet, als ob er den Bewegungen des Mondes in Ab- und Zunahme sich anpasse; warum zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche die Fluth am allerhöchsten ist; ob der Mond auf das Meer oder umgekehrt das Meer auf den Mond diesen Einfluss ausübt, da das Meer bekanntlich vor dem Mond erschaffen ist und das Spätere doch nicht Ursache des Früheren sein kann — das untersuchet Ihr, die der Bau der Welt beschäftigt, uns verbietet der Glaube, danach zu fragen; denn

---

*) Vgl. die Beschreibung Flanderns II. 105 ff. Aehnlich Ligurinus I. 385. V. 163 (vgl. mit Gesta Frid. II. 28). II. 510. IX. 3.

keine menschliche Vernunft kann dies begreifen.“ Es ist freilich unverkennbar, dass hier Lukan I. 409—419 dem Dichter vorgeschwebt hat, aber deutlich erkennen wir auch, hier wird Selbstbeobachtetes, Selbstgedachtes ausgesprochen und gern nehmen wir dafür die kindliche Unwissenheit, die unbeholfene Form mit in den Kauf. Und zuweilen gelingt nun auch diese Form in gar nicht verächtlicher Weise; so z. B. die Schilderung des Seesturmes, der das französische Kreuzheer im mittelländischen Meer überfällt (IV. 26 ff.), wo namentlich die Worte des Königs, der seine Genossen ermuthigt: „schon naht sich der Morgen, schon erhebt sich jetzt in Clairvaux die fromme Schaar zur Frühmette und stimmt für uns Gebete an“ von ausserordentlich anschaulicher Wirkung sind. Hier nur noch ein Beispiel, mit welcher Liebe derselbe Schriftsteller auch das kleine Leben der Natur betrachtete: seine Erzählung von der Ulme zu Gisors. Roger von Hoveden (ap. Savile p. 645. vgl. Bouquet recueil XVII. p. 148) berichtet in seiner Erzählung von dem Kriege des J. 1188 zwischen König Philipp August und Heinrich II. u. A. Folgendes: Habito inter reges colloquio apud Gisortium, cum inter illos de pace facienda non potuisset convenire, rex Franciae, in iram et indignationem commotus, succidit ulmum quamdam pulcherrimam inter Gisortium et Trie, ubi colloquia haberi solebant, inter Reges Franciae et duces Normanniae, jurans quod de cetero nunquam ibi colloquia haberentur. Rigord, der die Geschichte dieses Krieges ebenfalls überliefert hat, erwähnt doch von diesem Zwischenfalle Nichts. Was aber hat unser Dichter daraus gemacht? „Nicht weit von den Mauern von Gisors, erzählt er (III. 103—168), wo die Strasse nach Chaumont sich in verschiedener Richtung zweigt, da stand eine mächtig ragende Ulme, schön anzusehen, schöner durch ihren Nutzen; bis zur Erde neigten sich ihre Zweige, reich war ihre Laubfülle und ihr Stamm so schwellend, dass kaum acht Arme mit ausgestreckten Händen ihn umspannen konnten. Sie allein ein Wald, hatte sie in ihrem Schatten schon Tausenden eine Zuflucht gewährt, dem müden Wanderer ein weiches Lager, dem Lustwandelnden Schutz vor der Sonnenhitze, sie zierte die ganze Einfahrt zu der Stadt.“ Hier lagern sich die Engländer, die Franzosen müssen draussen in der Mittagssonne stehen, das ärgert sie natürlich, von den Feinden obendrein geneckt und gehöhnt, stürmen sie vor, verjagen die Engländer und fällen den Baum. Der Dichter aber kann sich über den Sieg seiner Landsleute nicht freuen, er vergisst seinen Patriotismus ganz über dem Mitgefühl für den herrlichen Baum. „Ach, ruft er aus, der jüngst noch in Zier und Blätterpracht prangte, und der höchste Ruhm

des Thals von Vulcassin war — zur Schmach und Trauer des ganzen Landes sei's gesagt — jetzt ist er entwurzelt und zerstört. Doch seine Stelle ist nicht leer, neuer Zuwachs schiesst aus dem Boden auf und so zeigen noch die Kinder, wie herrlich einst ihr Vater war." Die leise Anspielung auf Ovid Metam. VIII. 743 ff., die in dieser Erzählung nicht zu verkennen ist, zeigt nur um so deutlicher, wie selbständig der Dichter seine Vorbilder umschuf.

Besonders pretiöse Kleinmalereien finden wir bei Nigellus Wireker. Eine Schilderung des Frühlings von ihm (p. 25. 26) wollen wir als Beispiel der ganzen Gattung (denn wer von allen diesen Dichtern hätte den Frühling nicht besungen oder beschrieben?*) hierher setzen. „Inzwischen war die Zeit gekommen, wo die warme Zeit mit jungen Blüthen die Wiesen zu bemalen pflegt. Schon hatte sie dem Wald sein Laubkleid angethan, schon die Erde mit dem Rosenteppich bedeckt. Entflogen waren die Vögel dem Käfig des Winters, den Nachbarhainen ihren Preis darzubringen. Das lang verwehrte Lied beginnt die Nachtigall mit voller Stimme, den ganzen Wald macht sie erschallen. Wie die Natur sie ruft, so kommt Turteltaube und Schwalbe, Amsel und Lerche, der Bote der Morgenröthe, immer dasselbe rufend mit gleicher Stimme verkündet der Kukuk die neue Jahreszeit. Zu schönem Gleichklang vereint sich das Gewirr der Stimmen und von tausend Seiten ertönt der Wald. Blumenduft wetteifert mit dem Vogelsang, von Quendel duften die Felder" u. s. w. Vorzüglich aber wird man den Schilderungen desselben Dichters aus dem Thierleben frische Beobachtung und Laune nicht absprechen können. Auf den Haupthelden seines Gedichtes, den Esel, kommen wir später zurück; hier möchten wir nur auf zwei kleine Episoden, versprengte Stücke gleichsam des Thiermärchens, aufmerksam machen, die auch unter der roheren Hand ihre ursprüngliche Anmuth und Leichtigkeit nicht verleugnen. Die erste derselben ist die Geschichte von Gundolf, dem Sohn eines apulischen Priesters**) und seinem Hahn (p. 49—56). Als Gundolf noch ein Knabe war und der Hahn noch ein Hähnchen, da hatte Jener

---

*) Vgl. z. B. desselben Dichters ähnliche Schilderung bei Wright Biogr. Brit. lit. II. 352. Geoffry Poetria v. 550 ff. 901 ff. Carm. buran. p. 117 nr. 33. p. 124 nr. 37. p. 177 ff. Arnulphus Lexov. opera ed. Giles p. 35. 37. Alan Anticl. I. 67 ff. de pl. nat. p. 288. Petr. de Ebulo 1465 ff. u. A.

**) Auch im Reinhart v. 1701 ff. wird an einer Priesterehe gar kein Anstoss genommen. Renart 10557.

es einst mit der Gerte geschlagen und ihm das Bein gebrochen. Das Bein war freilich geheilt, aber nicht der Groll in dem gekränkten Hahnenherz. Sechs Jahre waren verstrichen, schon war der Vater des Beleidigten gestorben und er selbst versah jetzt die Würde des Haushahns, da kam ihm endlich die Gelegenheit zur Rache. Gundolf sollte ebenfalls im Amte seines Vaters folgen, nur die Priesterweihe fehlte noch, schon war der Tag bestimmt, an dem er sie in der nächsten Stadt von dem Bischof empfangen sollte. Am Tag vorher kommen von überall die Verwandten herbei, man isst und trinkt und jubelt in die Nacht; am nächsten Morgen beim ersten Hahnenschrei will man zur Stadt, den Dienern wird befohlen, ja Acht zu geben, wenn der erste Ruf ertönt. Als das der Hahn hörte, hätte er beinah vor Freude laut angefangen zu krähen, aber er schwieg, um sich nicht zu verrathen. Fast ist die Nacht zu Ende, da erst legen sich die Trinker zu Bett und bald kommt nun die Stunde des Hahnenrufs. Aber der Hahn rührt sich nicht, die Diener rühren sich nicht, Alles bleibt still. Lange wundert sich die Henne über das Schweigen ihres Gatten, endlich rückt sie leise an ihn heran und flüstert ihm ins Ohr, die Zeit sei schon vorüber. Er aber antwortet: „Lass mich! Schweig doch! Bleibst Du denn immer die dumme Henne? Ach, wer eine dumme Frau heirathet, der hat immer Aerger im Haus!“ Sie aber wird heftiger und besteht darauf, er solle und müsse seine Pflicht thun, und wenn er nicht wolle, so wolle s i e es wenigstens und rasch entschlossen fängt sie an zu gackern. „Lass das, Alte, antwortet er ruhig, das hilft Dir doch Nichts. Die Henne kann so viel krähen, wie sie will; darum kommt der Tag doch nicht rascher.“ Und kurz (denn die weitere Ausführung lese man selber nach), der Morgen wird verschlafen, erst „als schon Phoebus rings die Erde erleuchtet‘ und der Bauer hinter seinem Pfluge geht“, erwacht der arme Gundolf und kommt zur Priesterweihe natürlich zu spät. Der Schluss der Erzählung:

Mansit apud multos tamen hoc memorabile factum
H o c q u e P a t r e s n a t i s s a e p e r e f e r r e s o l e n t

bestätigt ausdrücklich, dass dieser Schwank ursprünglich dem Volksmunde entstammte. Und ähnlich wird es auch mit jener anderen Episode, in welcher der gleiche Sinn für die „Heimlichkeit“ der Natur nicht zu verkennen ist, gewesen sein, obwohl hier nun bewusste Ironie hinzutritt (p. 99—109). Meister Langohr, der Repräsentant des faulen Mönchthums, hat sich einst auf seinen Irrfahrten unter einem Baum zur Mittagsruhe niedergelassen, da hört er plötzlich in den Zweigen ein

Gewirr von Stimmen und nicht lange, so schwirrt es im ganzen Wald von Vögeln. Mit aufgereckten Ohren horcht der Esel und erkennt nun, dass eine förmliche Rathsversammlung abgehalten wird. Zuerst erhebt der Rabe seine Stimme, der Alte, der schon zu Noahs Zeiten lebte, die Vergangenheit lobt und das drohende Weltenende prophezeit. Aber die Vögel hätten auch selber Schuld, wenn es ihnen schlecht gehe; „warum zerstören sie die Saaten, warum plündern die Hühner die Scheuern, warum fliegt der Habicht*) aus seinem Käfig, warum verräth der Papagei die Geheimnisse der Mädchen? Busse müsst ihr thun, ihr Vögel, sonst könnt ihr euch nicht über die Nachstellungen der Menschen beklagen.“ Dann der Hahn, der dem Raben greisenhafte Schwatzhaftigkeit und Lügenhaftigkeit vorwirft und seine eigene Ehrlichkeit rühmt. Wen er einmal zum Herrn bekommen, bei dem halte er auch aus und diene ihm treu; wohl könnte er oft ausplaudern, was im Geheimen in den Häusern vorgeht, aber das thue er nicht, das gehe ihm gegen sein Gewissen. Auch liebe er mehr den Bauersmann, als die verschlagenen Vornehmen und Grossen. Aber der Sperber und der Habicht, die seien ja Fürstendiener, die wüssten ja, wie es in den geheimen Gemächern der Schlösser aussehe, was für Verbrechen und Ränke dort geschmiedet würden. Die sollten also ihren Schnabel aufthun und erzählen. Dagegen erhebt sich der Sperber und weist mit Entrüstung diese Aufforderung zurück: adeligen Geschlechtes seien er und seine Brüder, nur edeles Benehmen gezieme ihnen, er werde sich daher wohl hüten, der Menge anzuvertrauen, was er selbst nur als Vertrauter gehört habe. Plötzlich fängt der Esel an zu schnarchen und der Vogelschwarm stiebt auseinander. Alle diese Charactere sind aber mit einer solchen Behaglichkeit und Liebe gezeichnet, dass man deutlich sieht: hier fühlte sich der Dichter zu Hause, hier hat er seine Gelehrsamkeit vergessen und vertraut seinem eigenen Auge und Gefühl.

Wozu die Beispiele häufen? Genügt nicht schon die ganze Entwicklung der Thiersage, um zu beweisen, dass der Sinn für die Stille des Naturlebens bei der Geistlichkeit nie ganz ausgestorben sein kann? Von dem Ritterthum verschmäht, vom niederen Volke freilich geliebt und gerne gehört, aber nicht zu fester Gestaltung ausgeprägt, hat sie gerade beim Klerus, bei einsamen Mönchen und Kanonikern ihre sicherste Pflegstatt gefunden, hier erst die Form empfangen, in welcher sie dann später, als regerer Geist und höheres Leben auch die tieferen

*) p. 103 accipiter; vielleicht ist der Falke gemeint.

Volksschichten erfasst hatte, in die Nation hinaustrat und Gemeingut aller Stände wurde.

Und so glauben wir nach Allem diesem nicht zu Viel zu sagen, wenn wir behaupten, diese gelehrten Geistlichen des XII. und XIII. Jahrhunderts seien nicht unwerth, neben den weltlichen Sängern in den Nationalsprachen mitgenannt zu werden, wenn einmal Jemand untersuchen wollte, in wie weit die liebevolle Wiedergabe der Natur, die uns im XIV. und XV. Jahrhundert ja vornehmlich aus den Gemälden so heimathlich anmuthet, in der Poesie bereits in der vorangehenden Epoche vorbereitet war. —

Auch das Genre, zu dem wir uns nunmehr wenden, scheint nicht ausser Beziehung zu den allgemeineren Strömungen jener Zeit, zu der Gesammtbildung derselben gedacht werden zu dürfen.

Namentlich Giesebrecht hat nachgewiesen, wie die Universitäten des XII. Jahrhunderts weit über das eigentlich Wissenschaftliche hinaus ihre Bedeutung erstreckt haben, dass ähnlich wie die Kreuzzüge für das Ritterthum, sie für die gelehrte Klasse jenes allgemeine abendländische Gepräge erst zum vollen Ausdruck gebracht haben, welches seitdem der neueren Geschichte unverlierbar geblieben ist. Auf diesen Universitäten versammelte sich damals Alles, was in Europa geistig aufstrebte, nicht weniger, was seine Jugend geniessen und Abenteuer suchen wollte, hier entfaltete sich unter dem Zusammenflusse der verschiedenartigsten Nationalitäten ein ungemein buntes und mannigfaltiges Leben, hier entstand, von bürgerlichen Verhältnissen losgerissen, zuerst ein freies, eigenthümliches Studententhum, hier zuerst begann sich ein Geist der Unabhängigkeit zu entwickeln, der zu der alten kirchlichen Strenge und Beschränktheit in grellem Gegensatze stand. Aeusserlich freilich beherrschte ganz die kirchliche Form das Leben, die scholastische Methode das Studium; um so mehr aber reizte es die unruhigeren Geister, bald hier bald da jene Form zu durchbrechen, jene Regel zu überspringen, ja, nicht selten finden wir in einer und derselben Persönlichkeit beide Gegensätze, die Gebundenheit und die Zügellosigkeit, Möncherei und Weltlust, finstere und ausgelassene Gesinnung in einer eigenthümlichen Weise verbunden. *)

*) Matthäus von Vendôme war zugleich der Verfasser eines sehr leichtfertigen poetischen Briefstellers und eines sehr langweiligen Moralgedichtes, des Tobias. Walter von Chatillon, aus dessen Alexandreis gewiss eine sehr ernste Gesinnnng spricht, hatte doch einst wegen leichtfertiger Lieder seine Heimath verlassen müssen.

Aehnliches sehen wir nun auch in der Poesie; auch hier war man mit der Schulweisheit übersättigt worden und auch hier wandte man sich nun von derselben ab und der lebendigen Wirklichkeit zu. Ein Hauptzweig der eigentlich geistlichen Dichtung war die allegorische d. h. diejenige Dichtungsart, welche die Erzählungen der heiligen Schriften paraphrasirend dieselben mit einer Unzahl höchst willkürlicher Deuteleien nnd Vergleichungen überschwemmte und dadurch natürlich jede Bestimmtheit und Anschaulichkeit der Darstellung verwischte. Bereits in Otfrieds Krist finden wir nicht wenige solcher Spitzfindigkeiten; in den folgenden Jahrhunderten aber wurde namentlich die lateinische Dichtung von dieser unglücklichen Sucht wie von einer Krankheit ergriffen und der Inhalt der meisten Gedichte geradezu in ein Nichts, in leere, flüchtige Speculationen aufgelöst. Das Gedicht des Hildebert von Tours über die Erschaffung der Welt (Leyser p. 391—98) lässt von dem Stofflichen der biblischen Ueberlieferung so gut wie Nichts mehr übrig, die Aurora des Petrus de Riga sucht in diesen Allegorien ihren Hauptruhm, ein anonymer Poet (Leyser p. 741 v. 20 ff.) *) erklärt geradezu: der historische Sinn der h. Schrift sei nur wie Milch oder besser, nur wie gewöhnliches Wasser, der typische dagegen wie berauschender Wein, der das Herz begeistere. Man kann sich denken, wie wenig derartige Poesieen einem sinnlicheren, lebensfroheren Geschlecht, wie es nunmehr heranwuchs, zusagten; und es ist recht bezeichnend, dass wir unter den Vagantenliedern eines finden, welches gerade über diese unfruchtbaren Grübeleien offenen Spott ergiesst. „Mag immer, heisst es (Wright, Walter Mapes p. 61 ff.), das rothe Meer die heilige Taufe andeuten sollen, was nützt es mir, das zu wissen und dabei zu hungern? Die Schlange des Moses soll auf Christus am

---

*) Ohne Grund hält L. den Vf. für Aegidius Delphensis. In diesen Zusammenhang gehört auch das M. S. B. 1873 p. 702 publicirte Gedicht.

Sunt in scriptura sacra tipus atque figura
Jure requirenda, sed non est vilis habenda
Rerum gestarum narratio, textus earum
Ut fundamenta typici sensus documenta
Debent portare, res vocibus insinuare.

Diese Worte scheinen mir nicht, wie W a t t e n b a c h meint, gegen „einen kühnen Zweifler“ gerichtet, sondern gegen einen Hyperallegoriker, dem der Thatbestand der Ueberlieferung völlig gleichgültig erschien. Vgl. auch das halb parodirende Gedicht auf den Bischofsstab bei Wright, A n e c d o t a l i t e r a r i a p. 40 ff.

Kreuz hinweisen, das dreimalige Wassersprengen des Elias *) auf die Dreieinigkeit, die warme Quelle in der Wüste auf den heiligen Geist in der Gesetzesöde — dies und Anderes pflegen Manche zu grübeln, dann von Hunger gequält, beklagen sie, zu Viel studirt zu haben und Viele gingen auch ganz zu Grunde durch solche Tifteleien."

Und wenn in diesem Gedichte auch nur die Entrüstung des gemeinen Menschenverstandes sich Luft macht, so fehlen doch auch nicht die Anzeichen einer ästhetischen Reaction; denn diese meinen wir gerade in den genrehaften Zügen erblicken zn dürfen, welche von dem grauen Hintergrunde der Schuldichtung seit dem XII. Jahrhundert so seltsam sich abzuheben beginnen. Wir geben zunächst eine kurze Uebersicht über diejenigen Schilderungen, die uns besonders aufgefallen sind, deren Zahl sich aber gewiss leicht vermehren liesse. Geoffry, Poetria v. 1742 ff.: das Drängen eines Gläubigers, v. 1767 ff.: ein schlechtes Essen, 1794 ff.: ein gutes, 646 ff.: ein Jongleurtanz, 822 ff.: eine Waffenschmiede, 1367 ff.: ein Langschläfer (Anlehnung an Persius V. 132 ff.); Walter, Alexandreis I. 59—68: Schilderung des Aristoteles V. 464—70: Scene vom Einzug in Babylon, Apokalypsis Goliae**) 361—92: das Refectorium; Reinardus III. 1819—44: die Fuchshöhle IV. 877—90: die besessene Magd; Ligurinus IX. 460—513: der Wahnsinn heuchelnde Meuchelmörder***); Henr. Septim. I. 179—230: die schlaflose Nacht; Eberh. Bethun. Labyrinthus III. 275—405: das Schulmeisterleben; Arnulphus Lexoviensis, Epigrammata nr. 7 †): ein Liebespaar; Bernhardus Geystensis I. 457—530: eine Prügelei II. 53—68: ein bedrängter Schuldner; Nigellus ed. Guelf. p. 48: zwei wandernde Scholaren, p. 67. 68: Flucht von Gefangenen; Peregrinus ††) 60 ff.: der betrügerische Wirth; Consultatio Sacerdotum †††): liederliche Mönche.

Das Gemeinsame aller dieser Schilderungen, die z. Th. mitten aus eintönigen Betrachtungen oder Berichten auftauchen, ist ein höchst

---

*) Reg. I. 18. 34.

**) Wright, Walter Mapes p. 17.

***) Vgl. Otto Fris. Gesta Fr. II. 36.

†) ed. Giles p. 38. Dies und noch 7 andere Gedichte bei Hagen a. a. O. p. 188 ff. wiederholt, aber ohne Namenangabe.

††) Leyser p. 1199—1220.

†††) Walter Mapes p. 174 ff.

eigenartiger Realismus, meist nicht ohne einen Zusatz von salziger Schärfe, aber freilich immer ohne den Hauch einer zarteren Poesie. Man bekommt das Gefühl, als hätten diese Geistlichen, eingeengt in die starren Fesseln der Schuldoctrin und ausser Stande, sich dauernd aus ihnen zu befreien, sich dadurch schadlos zu halten gesucht, dass sie von Zeit zu Zeit ihrer Haft entliefen, nun sich mitten in das derbe Leben hineinwarfen und mit begierigem Geiste Alles, was sie sahen und hörten, in sich aufnahmen. Es ging also in der Poesie nicht anders als im Leben: wie man im Leben nicht zu freier, voller Menschlichkeit durchdrang, so vermochte man auch in der Poesie nicht als selbständiger Künstler der Wirklichkeit gegenüber zu treten. Man haschte nach ihr wie nach etwas Verbotenem, und daraus erklärt sich die meist sklavische, ängstliche Behandlung derselben und der Mangel eines behaglichen, freien Sichgehenlassens, wie es das Gefühl rechtmässigen Besitzes zu erzeugen pflegt. Man verkennt doch nirgends die klösterliche, dem wirklichen Leben ursprünglich fremde Grundanschauung und häufig wird man versucht, den Ausspruch des Alan: „die Malerei sei der Affe des Wahren" auch auf diese poetischen Schilderungen anzuwenden. Nichtsdestoweniger zeigen auch diese Genredarstellungen den freieren Geist, der in allen Lebenssphären im XII. Jahrhundert die alte Starrheit zu durchbrechen beginnt; wie die Naturschilderungen weisen auch sie nach vorwärts, sind sie nur der Anfang einer Entwicklung, die sich in den folgenden Jahrhunderten theils in der Malerei, theils in der Volksliteratur weiter auswächst und vollendet. —

Entschieden am gelungensten aber sind sie, wo sie in die Satire übergehen und über diese letzte Hauptseite der geistlichen Schulpoesie seien daher hier noch einige Worte gestattet.

Gewiss Jeder, der mit der didactischen Literatur des XII. und XIII. Jahrhunderts sich vertraut macht, wird sich zunächst über den ausserordentlichen Umfang, den die Satire in derselben einnimmt, wundern, da ja für gewöhnlich dieser Poesiezweig erst in den Zeiten des Verfalles hervorzuspriessen pflegt und man doch nicht mit Unrecht wenigstens das erste dieser Jahrhunderte gerade als die Blüthezeit des Mittelalters zu bezeichnen gewohnt ist. Die Kirchenverfassung freilich, das wird man nicht leugnen können, befand sich in einer Krisis, von der man noch nicht wissen konnte, wohin sie ausschlagen werde; auch die politische Centralgewalt, das Kaiserthum, war und wurde noch mehr im XIII. Jahrhundert den Angriffen zerstörender Mächte ausgesetzt. Aber das eigentliche Volksleben, die niederen Kreise des gewerblichen

und geselligen Verkehrs, die Sitte und das Denken des Bürger- und Bauernstandes, ja auch der Kern des Ritterthumes, alle die Elemente, auf deren Gesundheit die wahre Kraft der Völker beruht, müssen doch im Grunde unverdorben gewesen sein; sonst hätten nicht alle jene herrlichen Erscheinungen erstehen können, deren Keime sich schon in diesen Jahrhunderten zeigen: die Hansa, die Colonisation der westlichen Slavenländer, die spätere Gothik, das Volkslied, die deutschen und italienischen Malerschulen u. A. m. Und das ist nun eben das Auffallende an dieser Satire, dass sie ihre Angriffe durchaus nicht auf Kirche und Reichsgewalt beschränkt (die letztere scheint ihr sogar ziemlich gleichgültig zu sein), sondern vor Allem den einen Gedanken von der Verkommenheit und Schlechtigkeit der gesammten Welt, aller Stände, jedes Alters, jedes Geschlechtes mit einer merkwürdigen Unermüdlichkeit immer und immer wieder variirt. Ein Pessimismus geht durch die meisten dieser Schriften, der nur wenig Freundliches an dem Menschengeschlecht übrig lässt.

Ueber die Satire gegen den Klerus ist bereits von anderer Seite so Manches zusammengetragen, dass wir hier Nichts hinzuzufügen brauchen; nur bei Besprechung des Brunellus werden wir noch Einiges über sie bemerken. Einer eingehenderen Behandlung dagegen wäre wohl die gegen die sog. Curialen gerichtete Satire würdig, eine Volksklasse, deren Verderbtheit diesen Schriften zufolge den höchsten Grad des Denkbaren erreicht zu haben scheint.

Ausgegangen mag dieses Höflingswesen von den weltlichen Höfen sein; ein wohl der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts angehöriges Gedicht De palpone et assentatore (Walter Mapes p. 106 ff.) spricht noch nur von der domus Caesaris (v. 49), in welcher diese Kunst geübt werde, doch beklagt es schon, dass sogar Mönche sich ihr hinzugeben pflegen (v. 459 ff.). Mit der immer weiter um sich greifenden Zersplitterung der territorialen Gewalten fanden auch diese Höflinge immer neue Sammelpunkte und zur Zeit Johanns von Salisbury, der ja seinen Policraticus vornehmlich gegen diese Menschenklasse richtete, fanden sie offenbar bei den geistlichen Fürsten nicht minder reiche Beschäftigung als bei den weltlichen. Histrionen, Buffonen, Pantomimendarsteller, Jongleurs, aber nicht minder Söldnerführer, Rechtsgelehrte, Aerzte, Astrologen, Geistliche — Alle diese, wenn sie sich im Dienste irgend eines hohen Herrn befanden, wurden unter dem allgemeinen Namen Curiales zusammengefasst, und kein Beruf stand in der Achtung der geistlichen Schriftsteller niedriger als dieser.

Als einen Hauptfehler der Parmenser bezeichnet es Salimbene,

dass sie nicht den Geistlichen, sondern den Histrionen, Possenreissern und den milites qui dicuntur de curia auf alle Weise sich freigebig erzeigten *). Ragewin kann nicht Worte genug finden, um den verderblichen Einfluss des Hoflebens auf Geist und Sitten zu schildern **).

Curia caeca, probis praeponens posteriores,
Vera noverca bonis, sublimans deteriores,
Curia dans curas, de nomine dicta cruoris,
Effingens blandam se, perfida, plena furoris,
Curia mendaces fovet, aspernatur honestos,
Odit veraces, ridetque superba modestos,

Perforat et pungit ut harundo manum sibi dantes,
Allicit edulio, necat hamo se comitantes.

Matthäus von Vendôme, Walter Mapes, später Aeneas Sylvius schrieben eigene Satiren gegen die Curialen, in den Carmina Burana sind besonders nr. 170 und 171 gegen sie gerichtet. Besonders interessant ist das Selbstgeständniss eines Höflings, der die Verdorbenheit seines Lebens wohl erkennt und verflucht, aber sich doch nicht von ihm trennen kann (Wright Anecdote lit. p. 94). Eine ähnliche Stimmung scheint ein alter Possenreisser zu empfinden, dem in einem anderen Gedichte (De mimo jam sene, ut resipiscat. ibid. p. 100) harte Vorwürfe über seinen Lebenswandel gemacht werden, worauf er aber in echter Vagabundensorglosigkeit antwortet: „Freilich ist Weizenbrod besser als Roggenbrod, hab ich aber das eine nicht, so verzehre ich vergnügt das andere; hab ich keinen Wein, so trinke ich Bier, hab ich kein Fleisch, so esse ich Fische, hab ich kein Pferd, so reite ich auf dem Esel, das ist meine Weisheit!"

Auch dem weiblichen Geschlechte ergeht es sehr schlimm bei diesen Schriftstellern. Schon der Abt Guibert beklagt den Verfall aller Sitte und Schaam. (Opp. p. 467 E[2] und 468 A[1].) „In ihren Augen, ihrer Zunge, ihrer Haltung Nichts als herausfordernde Keckheit. Ihre Kleidung ist so weit von der alten Einfachheit abgewichen, dass die Weite der Aermel, die Enge des Gewandes, die Zierlichkeit der geschnäbelten Cordubanschuhe wie mit lauter Stimme den Verlust der alten Sittsamkeit zu verkünden scheinen." Nicht besser dachte Heinrich von Melk über sie ***). „In einem fortwährenden Fieber, sagt ein

*) Mon. hist. Parm. III. p. 353.
**) Münch. SB. 1873 p. 689.
***) Erinnerung ed. Heinzel 426: der wîbe chiusche ist enwicht.

Anderer *), sind die Weiber. ‚Ich will keinen Mann', schwören sie, und dabei verzehrt sie innere Gluth." Ein ebenfalls Ungenannter **) sah sich genöthigt, ein Gedicht zu schreiben contra eos qui dicunt, femina nulla bona. „Das Weib, die Fackel des Teufels, sagt Alexander Neckam ***), mit Perlen und Gold geschmückt, kommt es zu verführen." Am aufrichtigsten vielleicht der sog. Golias de conjuge non ducenda †), der v. 201 ff. sich so ergeht:

Ingressus tartari sunt viro nuptiae,
Est ibi mulier in loco furiae,
nati, qui devorant sicut et bestiae
poenae difficiles et multifariae. —

Aber besonders gefiel man sich, wie bemerkt, in dem Nachweise, dass in der ganzen Welt kein gutes Haar zu finden sei, dass überall die gleiche Verderbniss herrsche.

„Die Welt wird immer schlechter, sagt Heinrich von Settimello lib. III. 185 ff., vom goldenen ging es zum silbernen Zeitalter, dann zum eisernen; wir leben in dem thönernen, und was wird die Zukunft bringen? veniemus ad ipsum stercus." ††) Johann von Salisbury sagt in seinem Nutheticus (Policr. ed. 1595 p. V):

Ecclesia nugae regnant et principis aula,
In claustro regnant, pontificisque domo.
In nugis clerus, in nugis militis usus,
In nugis juvenes totaque turba senum.
Rusticus in nugis, in nugis sexus uterque.
Servus et ingenuus, dives, egenus in his.

---

*) Münch. SB. 1873 p. 692.

**) Wright Anecdota lit. p. 97.

***) Wright Biogr. Brit. lit. II. 453.

†) Wright Walter Mapes p. 77 ff.

††) Gujot de Provins beginnt seine grosse Zeitsatire, in deren Verlauf kein Orden, keine Würde, kein Beruf geschont wird, mit den Worten:

Don siecle puant et horrible
M'estuet commencier une Bible
Por poindre et por aguilloner
Et por grant esemple doner.
Ce n'iert pas Bible losengiere
Mès fine et voire et droituriere
Mireors iert à totes gens. (Barbazan, Contes et fabliaux II. 307.)

Und besonders breit und gründlich wird diese Anschauung in dem Gedichte eines Ungenannten, betitelt: de diversis ordinibus hominum (Walter Mapes p. 229 ff.) ausgeführt. Der Pabst sollte an der Spitze der Christenheit stehen, aber er kümmert sich nicht um ihr Wohl und Wehe; die Kardinäle heissen die Augen des Pabstes, aber den gemeinen Christenmenschen sehen sie nicht; der König sollte das Reich festigen und den Klerus schützen, aber er beraubt den Kaufmann und drückt die Unterthanen; der Bischof sollte gelehrt und gerecht sein, gewählt wird aber nur, wer sich gegen die Reichen angenehm zu machen weiss; der Abt sollte in frommen Gebeten leben, den Wanderer speisen und für die Armen sorgen, der Mönch sollte der Welt entsagen und ein Bettler Christi werden, aber beide befassen sich bald mit Rechtsgeschäften, bald leiten sie die Familie eines Vornehmen, bald setzen sie Testamente ihrer Herren auf; die Ritter sollten den Tod fürs Vaterland nicht scheuen und dem König Treu und Gehorsam halten, aber sie spotten in ihren Uebelthaten der Gewalt des Königs und prassen so lange, bis ihr Gut dem Gläubiger verfällt; die Priester sollten ihre Heerde in Acht nehmen, Kranke besuchen und regelmässig die Messe lesen, sie aber kaufen die Güter der Verschuldeten auf, treiben sich in den Schenken umher und besuchen Possenspiele; der Bürgerstand wird mit Recht geachtet, durch seinen Markt gewinnen auch die Landleute; aber die Bürger sind faul, ihr Gott ist der Bauch, und Becher sind ihre Prälaten; nützlich ist der Kaufmannsstand, zu ihm nehmen König und Kaiser oft ihre Zuflucht, zu Wasser und zu Lande wird er durch mannigfache Gefahr erprobt, aber die Kaufleute sind voll Lug und Trug, täglich schwören sie Meineide; der Bauernstand ist die Grundlage des Vaterlandes, die Geburtsstätte der Weisen, aber der Bauer verbringt die Wochentage im Gezänk mit seiner Frau, den Sonntag bei der Flasche; der Stand der Armen endlich braucht dieser Welt keinen Sold zu entrichten, die Armen im Geiste werden selig gepriesen, aber die heutigen Armen sind nicht demüthig, sondern unverschämt, sie wollen lieber die ganze Welt durchstreifen, als eine Arbeit annehmen.“ Und was wird nun als eigentlicher Grund dieser allgemeinen Verderbniss angegeben? Immer und immer wieder das gemeinste aller Dinge, das Geld. „Das Geld ist der einzige Gebieter des Klerus, das Geld herrscht in der Curie des Pabstes, in den Gerichtshöfen, bei den Aerzten, Geld ist Adel, Geld ist Weisheit, Geld macht die Lucretia und Penelope zur feilen Dirne“, so geht es durch alle jene Schriften und Gedichte in unaufhörlicher Wieder-

holung*) hindurch, und es scheint, als wäre jene Zeit ein allgemeiner Wuchermarkt gewesen.

Gewiss werfen nun alle derartige Schilderungen höchst bedeutsame Streiflichter auf die Zustände jener Zeiten; vergessen wir aber nicht, dass sie eben doch nur Streiflichter sind, dass sie uns nicht die **ganze** Wirklichkeit offenbaren. Einseitigkeit ist der Satire überhaupt eigenthümlich, der mittelalterlichen Satire vielleicht in ganz hervorragendem Grade. Denn auch hier ist es entscheidend, dass jene Dichter Geistliche und Gelehrte waren und dass in ihren Ideenkreisen christliche und antike Elemente sich mischten.

Der einsam seinen Studien lebende Mensch wird schon an und für sich, wenn er in das wirkliche Leben hinaustritt, dieses anders, schlechter, werthloser finden, als es ihm in seinen Gedanken sich gestaltet hatte, und er braucht weder Pessimist noch Dichter zu sein, um bisweilen das Gefühl: Alles ist eitel, in sich zu empfinden. Dazu kam aber bei jenen Männern das Christenthum, wie es durch die Lehren der Kirchenväter entwickelt war, mit aller seiner Ausschliesslichkeit und strengen Verurtheilung des Aeusseren, Sinnlichen, Reizvollen, mit seiner erhabenen Lehre von der Vergänglichkeit und Flucht alles Irdischen. Und endlich die Satire der römischen Kaiserzeit mit ihrer grellen und düsteren Schilderung der Gemeinheit im wirklichen Leben, mit ihrem Grimm und Eifer über die Sitten eines untergehenden Volkes. Mit solchen Voraussetzungen traten jene Männer aus dem Kloster in das derbe, kräftige, sinnliche Leben einer jugendlichen Welt und so entstand die Satire des XII. und der folgenden Jahrhunderte, entstand inmitten eines ungebrochenen und aufstrebenden Volkslebens jene Freude an der Verspottung alles menschlichen Dichtens und Trachtens, jene weltverachtende Gesinnung, die bis in die Reformationszeit, bis zu Sebastian Brandts Narrenschiff der gleichartige Grundzug der didactischen Poesie geblieben ist. Erst die Thatkraft und der sittliche Schwung der Reformatoren hat es vermocht, die Wirklichkeit mit dem Ideale auszusöhnen.

---

*) Vgl. z. B. Münch. SB. 1873 p. 704 ff. p. 743. Carm. bur. p. 43 LXXIII a. Walt. Map. p. 151. 152. 163. 167. 223. 226. Henr. Sept. III. 217. Vinc. Bellov. übers. v. Schlosser p. 52. Interessant das mildere Urtheil des Joa. Saresb. Policr. c. 29 (p. 124. 125 ed. Lugd. Bat. 1595) über die Geldforderungen der Aerzte. Brunellus ed. Guelf. p. 89 ff, **Thiebault de Mailli** bei **Fauchet**, Recueil de l'origine de la langue et poesie francoise. Paris 1581. II. 96.

Müssen wir also bei dem Rückschlusse aus diesen satirischen Dichtungen auf die Zustände der wirklichen Gesellschaft äusserst vorsichtig sein, so geben sie uns doch über Eines ganz unzweifelhafte Auskunft: über die gesellschaftliche Stellung dieser Dichter selbst. Denn so sehr und so oft auch die Schlechtigkeit der ganzen Welt betont wird, dieses ist unverkennbar: besondere Abneigung macht sich gegen die Herrschenden, die Fürsten, die Prälaten geltend und nicht selten zeigt sich die innere Theilnahme für die Niederen, für den Bürger und Bauer und den einfachen Geistlichen. Die Schulpoesie des XII. und XIII. Jahrhunderts steht im Grossen und Ganzen entschieden auf der Seite der demokratischen Bewegung, die eben damals gegen den Lehnstaat sich zu erheben beginnt.

Hierfür wollen wir noch zwei Gedichte, die in der letzten Zeit weniger beachtet worden sind, als Belege vorführen: den Palponista des Bernhardus Gestensis und den Brunellus des Nigellus Wireker.

Die Persönlichkeit des Bernhardus ist sowohl Leyser wie Fabricius unbekannt geblieben; Daumius, der 1660 eine Ausgabe besorgte, vermuthete, dass er ein Deutscher sei; Christoph. Hendreich hat ihn ins XIII. Jahrhundert versetzt — Alle scheinen die Glossen, die sich in der Editio princeps des Henricus Quentelius *) befinden, übersehen zu haben. Hier heisst es am Anfang ganz deutlich: Incipit palponista magistri Bernhardi canonici ecclesiae sancti Mauricii extra muros civitatis monasteriensis ubi et sepultus est. Qui etiam fuerat quondam cancellarius episcopi monasteriensis antequam coeperat residere apud dictam ecclesiam sancti Mauricii in praebenda sua ubi edidit hunc librum. Und über dem drittletzten Verse des Ganzen:

Bernardique stilo gestensis quaeso favete

heist es: Gest est quaedam villa sita apud Monasterium, de qua Bernardus fuit oriundus. Hiermit ist also, da kein Grund vorhanden, der Nachricht zu misstrauen **), die Umgebung, in welcher der Dichter

---

*) Unter dem Titel: Palponista Dyalogus metricus magistri Bernhardi palponiste de variis mundi statibus optime tractans. Coloniae. A. D. post jubileum proximum (1501).

**) Wollte man etwa überhaupt die deutsche Abkunft des Dichters bezweifeln und dafür vereinzelte romanisch anklingende Wörter aus dem Palponista anführen, wie z. B. formasius (I. 381 Daum. 385 Quent.), morsellus (II. 317) guerra (II. 83) u. a., so ist dagegen zu erinnern, dass die Deutschen ja durchgehends auf romanischen Universitäten studirten und dort gewiss oft manches Fremde in ihren Stil aufgenommen haben. Gerade für Münster bestimmt das

lebte, deutlich genug bezeichnet*). Was seine Zeit betrifft, so hat Daumius aus I. 429, wo monachi grisei, albi et opaci erwähnt werden, geschlossen, dass er nach der Gründung des Franziskaner- und Dominikanerordens gelebt habe. Das ist freilich nicht zwingend, da die „grauen" Mönche ebensogut Cisterzienser, die „weissen" Prämonstratenser, die „dunkelen" Benedictiner sein können. Dem XIII. Jahrhundert wird man nichtsdestoweniger die Schrift zuweisen müssen, da auf eine spätere Zeit gar nichts hindeutet, die Gegenüberstellung von Westfalen und Sachsen aber (II. 117) und die häufige Beziehung auf eine schon voll entwickelte Territorialgewalt doch nicht erlauben, an die Zeit vor dem Sturze Heinrichs des Löwen zu denken. Genauer weist uns der Umstand, dass v. 93 begghinus in dem Sinne von „Tugendheld" gebraucht wird, auf den Anfang des XIII. Jahrhunderts hin; denn bereits in den vierziger Jahren desselben veranlasste das ausschweifende Leben der Beghinen Synodenbeschlüsse und später gehörten sie zu den verrufensten Orden. Nun kommt in münsterischen Urkunden von 1215—1224 viermal ein Bernardus cantor**), in einer bischöflichen Urkunde von 1238 ein Bernardus notarius***) vor, während in demselben Jahre das Amt des cantor von einem Anderen †) bekleidet wird. 1240 hat auch das Amt des bischöflichen notarius ein Anderer ††) inne. Es

---

Statut des Domkapitels von 1303: Niemand solle Kanoniker werden, der nicht mindestens 1 Jahr in Paris, Bologna aut alibi in Lombardia sive in Francia studirt hätte. Niesert, Münst. Urk. B. VII. 284.

*) Eine Ortschaft mit Namen Gest habe ich freilich in den Geschichtsquellen von Münster nicht finden können; wohl aber, in einer Chronik des XVI. Jahrhunderts, einen Bezirk dieses Namens in der Nähe jener Stadt. Münster. Gesch.-Quellen II. hrsg. v. Cornelius p. 435 Mer tegen den avent . . . over de Geist umme ene foir to winnen. Vielleicht ist es auch derselbe Ort, den Hoffmann, Encyclopädie der Erd- und Völkerkunde I unter dem Namen Geest aufführt, eine Bauerschaft mit 198 Einw. in der Landdrostei Osnabrück. — Die anderen lateinischen Beinamen des Dichters Ceystensis und Glytensis, die Leyser p. 2001 noch anführt, fallen von selbst fort. Die Ableitung des bei Quentel vorkommenden Palponista liegt auf der Hand.

**) Urk. Bischofs Otto von 1215, Niesert a. a. O. II. 329; Urk. desselben von 1217, ebenda 341; Urk. Bischofs Theoderich von 1224, ebenda 356; Urk. des Domkapitels von 1224, ebenda 359.

***) Urk. Bischofs Ludolph von 1238, ebenda 405.

†) Ein gewisser Stephanus. Urk. B. Ludolfs, ebenda 413.

††) Ein gewisser Gerhardus. Urk. B. Ludolfs, ebenda 418.

wäre nicht unmöglich, dass wir in diesen Nachrichten einen kurzen Umriss von der Laufbahn unseres Dichters vor uns hätten, dass er also anfangs das Amt eines Vorsängers, zu welchem gewiss die auch poetisch befähigten Brüder besonders gern gewählt wurden, bekleidet habe, dann in die Kanzlei des Bischofs Ludolf eingetreten sei, vor dem J. 1240 aber auch diese Thätigkeit aufgegeben und sich, wie die erwähnte Glosse weiter ausführt, auf seine Pfründe im Moritzkloster zurückgezogen habe. Hier dichtete er in ruhiger Musse des Alters seinen Palponista; hierhin versetzt uns auch der Anfang des Gedichtes.

Der Dichter freut sich, der Scylla des Hoflebens entronnen zu sein und ganz nach eigenem Belieben und für sich leben zu können; da tritt ein alter Kriegsknecht *), mit ergrautem Haar und verwettertem Gesicht an ihn heran und fragt ihn, warum er doch dem höfischen Wesen so gram sei? Ihm dünke dies das allerschönste Leben. So alt er auch sei, auf den Wink seines Herrn ziehe er doch sein Schwert, ertrage er Frost und Hitze, spiele er den Gaukler und Possenreisser **). Wie Proteus verwandle er sich in alle Dinge, die seinem Herrn gefielen; immer kitzle und streichle er dessen Eitelkeit, lobe Alles, was er sage und thue, und so betrüge er ihn fortwährend und habe selbst den leichtesten Gewinn. Der Dichter ist natürlich entrüstet über diese gemeine Gesinnung und ermahnt den Höfling, seines Seelenheiles zu gedenken; dieser aber erwidert mit echtem Lanzknechtmuthe: „Wer Gott und Geister fürchtet, bringt nichts Grosses fertig, der Hof kennt weder Himmel noch Hölle; drum frisch! die Augen zugemacht und Alles, was Du willst, gewagt! In Dich ist ein dummer Teufel gefahren, nimm wieder Vernunft an, kehre an den Hof zurück, da giebts Fisch und Wildpret, Gekochtes und Gebratenes, Alles was Dir behagt“ (v. 102 ff.). Und als der Geistliche unerschüttert bleibt, da beginnt er nun, ihm eine förmliche Theorie des Höflings- und Schmeichlerwesens zu geben und mit wirklich grossherziger Offenheit alle Schliche und Kniffe seines Handwerks zu enthüllen. Nur einige dieser ausserordentlich drastischen Schilderungen greifen wir heraus. „Vor Allem suche Dir einen Dummen als Herrn aus und vornehmlich preise den Adel seines Geschlechtes. Erzähle ihm z. B., ich kenne den und den Grafen,

---

*) I. 21 Quidam de stipite miles wohl = stipendiarius.

**) I. 31 Si vult sum mimus, sum segero sumque momimus. Segero ist mir unklar (die Erklärung der Gl. bei Quentel unhaltbar); für momimus vielleicht moninus = simia zu lesen? Andere Ausdrücke für Höfling: histrio, nebulo, parasituo, aulicola, curio, scurra, garcio. Hofleben: vita Palatina.

Deinen Verwandten; das ist ein Mann! ein Wolf im Kampfe, ein Lamm im Frieden; und wie freigebig! neulich hat er 500 Ritter, die für ihn fochten, alle glänzend gekleidet und reich mit Gütern belehnt. Häufig spricht er von Dir und wünscht Dir Gutes und trägt mir Grüsse an Dich auf; gewiss würdest Du ihn und seine Frau sehr erfreuen, wenn Du ihnen auch nur einen Falken oder einen Sperber schenktest." Die Wahrheit ist natürlich, dass dieser liebevolle Verwandte Deinen Herrn so hasst, dass er bei seinem Namen ausspeit (143—180). Dann vergiss auch nicht, die Gestalt Deines Herrn zu loben. Ist er klein, so sagst Du: ein schwerer Körper macht träge, ein leichter weckt die Geisteskräfte; ist er gross, so sagst Du: nur ein solcher Körper passt für einen Herrscher, lächerlich ist ein kurzbeiniger Held; ist er mager, so bemerkst Du, dass nur die Mageren lange leben, die Beleibten aber plötzlich sterben; ist er beleibt, so tröstest Du ihn: ‚was haben denn die Mageren von all ihrem Essen? an Dir sieht man doch, was Du in Deinem Leben schon verzehrt hast!' (203—254). Ist Dein Herr ein Bischof und er kommt nach der Messe zu Dir und fragt Dich: wie habe ich gesungen und gepredigt? dann stehst Du mit verzücktem Gesichte und wie sprachlos da, endlich brichst Du in die Worte aus: „Himmlisch hast Du gesprochen und gesungen, wie ein Quell die durstigen Ohren und Herzen erquickt, die Gemeinde zerfloss in Thränen, ich selbst bin seit dem Begräbniss meiner Eltern nicht so ergriffen gewesen und hätte mich beinahe dem heiligen Gelübde geweiht" (287—312). Besonders verstehe Dich aufs Würfel- und Schachspiel, spielst Du aber mit Deinem Herrn zusammen, dann lässest Du Dich natürlich besiegen, thust aber, als ärgertest Du Dich sehr über Deinen Verlust und bewundertest die Geschicklichkeit seiner Züge (398—409). Wendet sich der Fürst an Dich um einen Ausweg aus seiner Verschuldung, so sagst Du: ‚Dafür giebt es tausend Wege; am einfachsten aber sind folgende. Der und der Kanoniker, der und der Ministerial hat grosse Lehen von Dir, zu ihm begieb Dich, quartiere Dich bei ihm ein; giebt er auch nicht von Herzen, so wird er sich doch so stellen. Oder ein Priester lebt unkeusch und üppig und treibt Wucher, diesen setze ab und ziehe sein Vermögen ein. Oder versprich den habsüchtigen Mönchen eine Hufe, die in der Nähe ihres Klosters liegt, zu verpfänden; dann werden sie, die immer Geld haben, Dir vorschiessen; Du aber lieferst jene Hufe natürlich nicht aus, ehe Du todt bist. Oder Du nützest eine Schlägerei, die in Deiner Stadt gewesen ist, zu Deinem Vortheil. Dort strömt ja mannigfaches Volk zusammen, Reich und Arm, Fremder und Bürger, Herr und Knecht, trinken dort in derselben

Schenke ihren Wein. Anfangs wird ein ruhiges Gespräch geführt über Kriegs- und Friedensdinge, über die Güte des Getränkes, über die Art des Fürsten; dann, wenn die Zungen schwerer werden, wächst der Lärm und die Stimmen schwirren durcheinander. Der Kaufmann erzählt von den Reisen, die er einst gemacht habe, als es ihm noch gut ging; was für Länder und Meere er damals befahren. „Damals, sagt er, war mein Schiff schwer von köstlicher Waare; heute thut der Spiessbürger, der nicht hundert Schritt aus den Stadtmauern herausgekommen ist, wie Meinesgleichen, heute trinkt der Schuster und Schneider *) seinen Wein, geht in Scharlach und sitzt zu Ross und würde meine Tochter nicht wollen, wenn ich sie ihm auch mit Silber zuwöge.“ Solche Reden reizen natürlich und Einer aus dem Volke fährt den Kaufmann an: „Die ganze Welt willst Du befahren haben und das tiefe Meer? Elende Prahlerei! Was hat denn all dies Umherirren Dir genützt? Bist Du etwa was geworden? Ich habe unsere Mauern nicht verlassen und habe mehr als Du! Mich kennt unser Herr, mich grüsst er beim Begegnen, er selbst spricht meinen Weinen und meinem Wildpret zu. Du aber wie ein Lanzknecht **), als Verächter der Behaglichkeit, bist nach all Deinen Irrfahrten endlich hierher verschlagen — weshalb? weil Du Nichts hast, weil Du immer betrogen hast und darum nun zu Grunde gegangen bist!“ Das wird dem Kaufmann zu Viel, mitten in der Rede schüttet er Jenem seinen Wein ins Gesicht und schlägt ihm den Krug überm Kopf zusammen. Nun geht es von allen Seiten drauf, das Haar wird zerrauft, mit Fäusten, Holzschuhen, Leuchtern, Stühlen fällt man übereinander her und es giebt genug Beulen und Blut. Endlich wird man müde, man beruhigt sich, fordert neuen Wein und trinkt herzhaft auf die Versöhnung. „Nur unsern Herrn, den Grafen, sagt man, lasst Nichts von dem Streite hören; der lauert ja immer auf solche Gelegenheit, uns Etwas anzuthun.“ — Ohne dass Jene es wollen, kommt das Gerücht aber doch zu Dir. Die königliche Majestät und Deine eigene Gewalt ist verletzt, der Landfriede und das bürgerliche Recht ist geschädigt — das fordert Vergeltung, und ist das Volk auch noch so arm, eine schwere Summe muss bezahlt werden. Je mehr Du den Baum beschneidest, um so besser wächst er und je mehr Du den Bauer schindest, um so mehr arbeitet er. Das beigetriebene Geld gieb dann Deinen Hofnarren und Parasiten, die werden Deinen Ruhm anstimmen und

*) v. 478 eigentlich: Weber.
**) scarrabeni. Glosse: weuvel.

überall hin verbreiten (410—543) *). — Das zweite Buch, in welchem übrigens statt des leoninischen der sog. Schwanzvers eintritt **), wendet sich von der Schilderung des Höflingswesens zu dem Leben der Fürsten selber. Natürlich sieht auch hier der Geistliche nur Schatten, der Kriegsknecht nur Lichtseiten. Der Eine schildert die Regierungssorgen des Fürsten, die Unbotmässigkeit der Vasallen, die häufigen Kriegsnöthe, die durchgängige Verschuldung; der Andere dagegen die glänzenden Hoffeste, das Waffengepränge, die Menge der Bedienten, die bequeme Ausbeutung von Volk und Geistlichkeit; wogegen der Erstere wieder die Unverschämtheit und Lungerhaftigkeit der Höflinge, die Langeweile der ewigen Gelage, den Zwang des Ceremoniells geltend macht; vor Allem aber die Gewissensbisse und schlaflosen Nächte des Fürsten, während der Arme auf seinem harten Lager, ja selbst auf blosser Erde süssen Schlaf und Erquickung findet. — Und so ist demnach das Leben der Mächtigen und Grossen direct wie indirect in seiner ganzen Jämmerlichkeit und Leere offenbart und erscheint in jeder Beziehung als ein durchaus hassens- und fliehenswürdiges.

Ob Nigellus Wireker, der Dichter des Brunellus, dieselbe Persönlichkeit wie jener Mönch Nigellus ist, von dem Lelandus (de script. Britann. ed. 1709 p. 228) berichtet, er sei Vorsänger zu Canterbury gewesen und habe gegen die willkürliche Statthalterschaft des Wilhelm von Ely ein Buch de Abusu rerum ecclesiasticarum geschrieben, ausserdem distinctiones super novum et vetus testamentum und exceptiones ex Guarnerio Gregoriano super moralia, ist nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen. Baleus und Pitseus glaubten es und mögen ihre Gründe dafür gehabt haben. Dürfen wir ihnen hierin folgen ***), so

---

*) Das Stadtrecht von Bielefeld von 1326, wahrscheinlich eine Nachbildung des Münsterischen, bestimmt, dass, wenn eine Rauferei mit Leibesverletzungen nicht auf der Strasse, sondern im Wirthshaus erfolgt, der Richter, wenn die Betheiligten sich unter einander selbst vergleichen, Nichts darein zu reden hat. Erhard, Gesch. Münsters 111. Auch dies ein Hinweis, dass das Gedicht im XIII. Jahrhundert entstanden ist

**) Hier sei bemerkt, dass in der Quentel'schen Ausgabe Vers 93—140 der Daumius'schen fehlt, während in Buch I drei oder vier Verse mehr vorhanden sind.

***) In diesem Falle kann der Wilhelm, an den als seinen Freund der Dichter des Brunellus die Dedication seines Werkes richtet, natürlich unmöglich jener Bischof von Ely, an den ungegründeter Weise gedacht worden ist, sein. Schon die im Uebrigen sehr umständliche und wenig fördernde Diss. von Imman. Weber de Nigello Wirekero Lips. 1679 (gewöhnlich citirt unter dem

ist es eine wahrscheinliche Vermuthung, dass auch jener Magister Nigellus, an den wir einen von Johann von Salisbury geschriebenen Brief aus dem J. 1168 besitzen (Joa. Saresb. opp. ed. Giles II. p. 180), kein Anderer als der unserige sei. Johann, der sich noch verbannt in Frankreich befindet, theilt diesem mit, dass jetzt das Ende der Leiden herbeigekommen und die Kirche in den Hafen des Friedens eingelaufen sei; wahrscheinlich ist hiermit die Excommunication des Gilbert Folioth, des Rivalen Thomas Beckets angedeutet. Der Sieg der kirchlichen Sache werde dem Nigellus um so angenehmer sein, da er nun seine Freunde wieder begrüssen und von Seiten des Erzbischofs auf Beförderung rechnen könne. Der Adressat scheint also zwar ein Anhänger des Becket gewesen zu sein, sich aber im Kampfe gegen die Königlichen mehr zurückgehalten zu haben. Auch stand er noch im Anfange seiner Laufbahn; namentlich, wenn die Identificirung mit dem Verfasser der Schrift gegen Wilhelm von Ely uud dem des Brunellus sich bewahrheitet. Denn der Bischof von Ely führte seine Statthalterschaft während der Abwesenheit König Richards auf dem Kreuzzuge und auch der Brunellus wird um das Jahr 1190 geschrieben sein. Sicher vor 1193; denn Heinrich von Settimello kannte ihn*), wahrscheinlich nach 1187; denn eine Notiz in dem Abschnitt über die Grammontenser**) scheint sich auf dieses Jahr zu beziehen. Genauer lässt sich die Abfassungszeit wohl nicht bestimmen***). Auch über das weitere Leben des Verfassers haben wir keine Nachrichten†).

Namen des damaligen Subseniors der philos. Facultät Jac. Thomasius) hat dies bemerkt.

*) II. 238 Brunellus iners erwähnt; da diese Bezeichnung für den Esel sonst in der Thiersage gar nicht vorkommt, so kann sie nur aus unserem Gedichte genommen sein. Aus diesem ist derselbe Name dann auch in den dem XIII. Jahrhundert angehörigen Poenitentiarius übergegangen. Grimm, Reinhart Fuchs CLXXV.

**) Vermuthlich sind es die Bemühungen des Priors Wilhelm von Traynac um die Schlichtung der Ordensstreitigkeiten und seine Reise zu Pabst Clemens III. (Dec. 1187 — März 1191), welche mit den Worten gemeint sind:

(sacerdos)
Motus ob hanc causam mox est Romamque profectus
Sed nec ibi meruit sumere causa modum.

ed. Guelferb. p. 78. Vgl. Hurter, Innocenz III. Bd. IV. 145.

***) Weber a. a. O. setzt das Gedicht vor 1182, das Todesjahr Johanns von Salisbury, da dieser einen Commentar zum Brunellus geschrieben habe. Aber diese, wohl zuerst von Pitseus p. 270 gebrachte Nachricht entbehrt jeder Bestätigung.

†) Vgl. übrigens Fabricius ed. Mansi V. 138 und I. 285. Erwähnen will

Die Ueberlieferung des Brunellus scheint schon früh eine sehr unsichere und willkürliche gewesen zu sein. Die beiden mir vorliegenden Ausgaben, die Frankfurter von 1602*) und die Wolfenbütteler von 1662**), stimmen durchaus nicht überein***): ausser unbedeutenderen Zusätzen†) hat die Wolfenbütteler namentlich von p. 109 Talia dicente Niso mea lumina clausit bis zu p. 116 Talia dicenti subito de nare sinistra einen langen Abschnitt, den die Frankfurter mit dem vergeblichen Bemühen die Lücke zu verwischen (sie schreibt nämlich p. 488 Talia dicenti Nisi de nare sinistra) ganz sinnlos fortlässt. Auch fehlt dieser die prosaische Einleitung. Beide Ausgaben aber scheinen auf eine Recension zurückzugehen, in welcher bereits mannigfache fremde Bestandtheile an den ursprünglichen Kern angeschwemmt waren. Die Uebersicht über die hauptsächlichen Orden des XII. Jahrhunderts freilich, die einen nicht unwesentlichen Theil des Ganzen ausmacht††), möchte ich für ursprünglich dem Gedichte angehörig halten, obwohl Mansi, der eine Handschrift des XV. Jahrhunderts besass, bemerkt, dass in dieser jener ganze Abschnitt fehle (s. Ausg. von Fabricius I. 285). Dagegen fällt aus dem Plane völlig heraus und ist ein blosses

---

ich nur, dass Martène, Veter. Script. Coll. VI. 2 den fälschlich Brunellus genannten Autor für einen Deutschen, Hermann Conring ihn für einen Italiener des XIV. Jahrhunderts hielt.

*) Hinter der Praxis jocandi, Francofurti, sumptibus ac typis Joannis Spiessii et haeredum; unter dem Titel: Asinus.

**) Zusammen mit der Vetula Ovidii; unter dem Titel Brunellus Vigelli Wolferbyti, Typis Sterniis.

***) Höchstens in der ausserordentlichen Verderbtheit des Textes, die alle einzelnen Verbesserungen unnütz macht.

†) Der erste derselben, Guelferb. p. 16:

In titulo caudae Francorum rex Ludovicus
Non tibi praecellit pontificesque sui

scheint auf Ludwig den Heiligen zu gehen und damit zu beweisen, dass diese Zusätze aus dem XIII. Jahrhundert stammen, wenigstens theilweise. In dem cauda wohl der Doppelsinn von Schwanz und Zopf (vgl. Grimm a. a. O. XCVI) oder Schleppe (vgl. Du Cange s. v. cauda). Die übrigen Zusätze: p. 19. Tempora labuntur — patent. p. 24. Quid queror — potest. p. 30. Halecis — pede. p. 39. Ut breve — decus. p. 89. Munera si cessent, Deus — remanebit ibi. p. 100. Pene timore — sit ita. p. 107. Cum quibus — corpus habet.

††) Separat gedruckt bei Martene Veter. Script. coll. VI. 2 und Holsten. Cod. regul. monach., Aug. Vind. 1759. II. 395.

Anhängsel jenes Märchen von dem wunderbaren Stein, welches sich in der Wolfenb. p. 119 ff. Contigit interea bis p. 129, in der Frankf. p. 491—504 findet. Ja, ich möchte glauben, dass auch der ganze Abschnitt von Talia dicenti veniens Galienus ab urbe bis Talia dicenti subito de nare sinistra (Frkf. p. 458—488. Wolfb. p. 86—116) nicht von dem ursprünglichen Dichter, Nigellus, herrührt, sondern von einem Anderen, vielleicht einem Zeitgenossen, der seine satirische Laune befriedigen wollte, hinzugefügt worden sei. Man überzeuge sich selbst, dass nur wenn man diesen Abschnitt fortlässt, der folgerichtige Zusammenhang der Erzählung gewahrt ist*). Volle Klarheit wird natürlich erst die Vergleichung der Handschriften bringen können.

Brunellus ist der Name eines aus Cremona gebürtigen Esels, den es grämt, einen gar so kurzen Schwanz zu haben. Er wendet sich darum an den weisen Galenus (Galienus) mit der Bitte, ihm zu einem neuen zu verhelfen. Galen räth ihm von einem so gefährlichen Experimente ab und erinnert ihn an das Beispiel einer Kuh, der es in ähnlichem Falle sehr schlimm gegangen. Er richtet aber mit seinen Ermahnungen Nichts aus und giebt daher schliesslich scheinbar seine Einwilligung zu dem Plane. „Geh nach Salerno, sagt er, und kaufe dort folgende Medicamente: Marmorfett, ein wenig Gänsemilch, etwas Schneckengeschwindigkeit und Wolfsfurcht, ein Pfund Pfauengesang, frisch gefallenen Schnee aus der Johannisnacht u. s. w. Alles das verpacke wohl in Schachteln und Kästchen, nimm es auf die Schultern und komme dann wieder zu mir. Und nun gehab Dich wohl! Möge es Dir auf Deiner Reise an Wasser und Disteln nicht fehlen, möge die Erde Dein Lager und Thau Deine Decke sein, Hagel, Schnee und Regen mögen Dich beschützen und Dein Freund, der Bullenbeisser, Dich überall begleiten.“ Dankbar und vergnügt trabt der Esel von dannen, lässt sich durch keinen Unfall bekümmern und erreicht nach 12 Tagen sein Reiseziel. Hier geräth er einem englischen Kaufmann in die Hände und macht es diesem durch sein dummstolzes Auftreten leicht, ihn zu betrügen**). Er kauft unbesehens eine ganze Menge von Töpfen und Schachteln und tritt froher Hoffnung seinen Rückweg an. Natürlich läuft er bei seiner Vaterstadt vorbei, geräth über die

---

**) Auch die prosaische Einleitung, die die verschiedenen Theile des Gedichtes (freilich recht confus) bespricht, erwähnt von diesem Abschnitte, von der Vogelversammlung, von der Wanderung der Parzen, Nichts.

*) Der Name des Kaufmanns: trufator = Gauner.

Alpen und trabt eines Tages in der Nähe von Lyon querfeldein, als ihn von dem nahegelegenen Kloster aus ein Cisterziensermönch erblickt und seine Hunde auf ihn hetzt. Wüthend wird er von diesen angefallen, der unglückliche Schwanz beinah ganz abgebissen, die ganze Bagage geht in tausend Scherben. An dem rohen Mönche freilich nimmt der Misshandelte gebührende Rache, indem er ihn hinterrücks in die Rhone wirft; was soll er selbst jetzt aber anfangen? nach Hause zurückkehren? In diesem jämmerlichen Zustande und als ein Spott für die ganze Stadt? Nein, das will er nicht, nur mit Ruhm will er wieder heimkehren. Darum will er jetzt seine körperlichen Gebrechen durch geistige Vorzüge ersetzen, er will studiren, Theologie und Jurisprudenz, und dann sollen sie sich später zu Hause wundern, wenn er als Magister und berühmter Rechtsgelehrter wiederkommt. Voll schöner Zukunftsbilder macht er sich also auf den Weg nach Paris, findet angenehme Begleitung und Unterhaltung *) an einem wandernden Scholaren und bald ist ihr gemeinsames Ziel erreicht. Brunellus badet sich, lässt sich scheeren, kauft sich bessere Kleider und beginnt nun mit aller Kraft das Studium. Vorzüglich imponiren ihm die Engländer durch ihr vornehmes Betragen, ihre Freigebigkeit und ihr maassloses Trinken, an sie schliesst er sich daher besonders an und hofft von ihrem Umgang besonderen Gewinn. Doch so viel er auch mit ihnen verkehrt und so viel er sich anstrengt, in seinen Kopf will Nichts hinein; sieben Jahre lang lässt er sich von den Lehrern bearbeiten, lässt sich an den Ohren zausen und den Prügel auf seinem Rücken tanzen — er wird nur immer älter und lernt Nichts ausser seinem alten Jah. Da geht er in sich und denkt: „ach, wäre ich doch in Cremona geblieben, nun bin ich schon so lange in Frankreich und kann noch nicht einmal ein Wort Französisch, mein Kopf ist schwer wie Blei und in meinem ganzen Körper kein Blutstropfen. Jetzt erinnere ich mich, dass meine Mutter einst mich verflucht und mir hungrige Wölfe auf den Hals gewünscht hat, ja ich werde gewiss noch ein schreckliches Ende nehmen. — Doch wer kann sein Schicksal voraussagen? Jeden erreicht es, wie es vorher bestimmt ist und ist mir nicht vielleicht noch etwas Grosses bestimmt? warum sollte ich nicht noch einmal Bischof werden? Werden nicht heutzutage Viele Bischöfe, die es nicht verdienen? Ich aber, wenn ich es einmal werde, ich will nicht sein wie die Meisten, ich will ein wahrer Priester und Hirt meiner Heerde sein; mir soll

---

*) Hier die Geschichte von der Hahnenrache eingeschoben.

auf der ganzen Welt Keiner gleichen! O, was wird meine Mutter und mein Vater sagen, wenn mir der Klerus aus der Stadt entgegenzieht und in feierlichem Gepränge mich empfängt?“ Er sagt also seinen Freunden Lebewohl und verlässt Paris. Als er aber vor dem Thore auf die Stadt zurückblickt, da ruft er aus: „ja was sind denn das für Häuser? Jesus Maria! ist das nicht Rom? Ist Rom denn so nahe? Oder wie heisst eigentlich diese Stadt?“ Erst von einem vorübergehenden Bauern erfährt er den Namen und nun ist er freudenfroh *); dies Wort Paris beschliesst er mit nach Hause zu bringen, das werde gewiss grossen Eindruck machen. Auf dem ganzen Wege sagt er dies eine Wort leise vor sich her, dem Gruss der Vorübergehenden antwortet er nicht; was ihm auch begegnen mag, er bleibt stumm, um dies Wort nicht zu verlieren. Doch auch jetzt bleibt das Unglück nicht aus: in der Nähe von Vienne muss er mit einem Rompilger zusammen übernachten und anhören, wie dieser fortwährend seine Paternoster herbetet; er spricht nun wohl in Gedanken die Worte desselben mit oder wie es sonst kommen mag — genug, plötzlich ist ihm sein einziges französisches Wort wieder entflohen. Anfangs ist er natürlich wieder niedergeschmettert, aber ebenso rasch erholt er sich auch. Allzu grosse Weisheit sei nur vom Uebel, und was helfe dem Menschen überhaupt sein Wissen? Dem Tode könne er doch nicht entgehen, die Zukunft nicht erkennen. Deren könne uns nur die Religion versichern und darum sei es für ihn das Beste, jetzt in den Mönchsstand zu treten. Nun folgt jene schon erwähnte Besprechung der verschiedenen Orden, die mit dem Plane zu einem neuen, den Brunellus selber gründen will, abschliesst. Dieser soll eine Mischung aller bestehenden Orden werden. Von den Templern will er die schönen Pferde aufnehmen, von den Hospitalitern die Freiheit zu lügen, von den Cluniacensern am Freitag Fettes zu essen **), von den Cisterziensern Nachts ohne Hosen zu liegen, von den Grammontensern die Sprechfreiheit, von den Carthäusern die Beschränkung der Messe auf ein Mal im Monat, von den regulirten Chorherren die Erlaubniss

*) Die ganze Characteristik des Br. bestätigt vortrefflich, was Grimm a. a. O. p. CCXLIV von den Eigenschaften des Esels in der Thierfabel sagt; auch was in Zedlers Universallexicon von 1732 II. p. 1852 recht erheiternd so ausgedrückt ist: „Der Esel ist ein Sinnbild der Tummheit, Faulheit, Geduld, Vergnüglichkeit und Arbeitsamkeit.“

**) Dies steht im Widerspruch mit den Cluniacenserregeln. Hurter a. a O. p. 109.

des Fleischessens, von den Prämonstratensern die weiche Tunika, von den weltlichen Chorherren die Concubine, von den Nonnen das Fehlen des Cingulums; die Guilbertiner will er erst näher kennen lernen. „So ist denn Nichts weiter nöthig als die Bestätigung des Pabstes. Und wie sollte mir diese verweigert werden? Denn gerechte Bitten weist der Pabst gewiss nicht zurück; nach Rom also will ich eilen und meinen Antrag vorbringen.“ Armer Brunellus! Noch wiegt er sich in diesen Hoffnungen *), da schiesst ihm plötzlich ein Blutstrahl aus der Nase. Das scheint ein böses Vorzeichen; auch in der Nacht, ehe ihm die Hunde den Schwanz abbissen, war ihm dasselbe begegnet; er schreckt daher zusammen und betet zu Gott, er möge doch die Gefahr, die ihm den nächsten Morgen drohe, abwenden und auf seine Feinde lenken. Kaum aber hat er so gesprochen, da tritt der Bauer, sein alter Herr, herein, schliesst die Thür hinter sich, packt den unglücklichen Esel und wirft ihm die Halfter über. Auch die Ohren schneidet er ihm ab und so treibt er ihn wieder nach Cremona zurück und an seine alte Arbeit. Brunellus aber giebt noch immer nicht die Hoffnung auf, dass er einst zu Ruhm und Ehren kommen werde.

Man sieht, auch in dieser Satire ist der Grundgedanke: bleibe in Deiner ehrlichen Beschränkung, strebe nicht nach falscher Grösse; und auch durch kleinere Züge, wie z. B. dass Brunellus die Fürsten und Herren als seine Freunde rühmt, die Bauern dagegen als seine bittersten Feinde schilt (p. 35. p. 65), wird dieser volksthümliche Character im Einzelnen ausgeführt und verstärkt. Doch sind noch speciellere Bezüge und Anspielungen hier nicht zu verkennen. Es ist bekannt, wie gerade im XII. und schon seit dem Ende des vorhergehenden Jahrhunderts eine wahre Sucht nach neuen Ordensgründungen das Abendland überfiel, Camaldulenser, Vallombroser, Carthäuser, Fontebraldiner, die Brüder des h. Antonius, Carmeliter u. A. um die Wette aus dem Boden schossen, und die Anzahl der alten Benedictiner immer mehr zusammenschwand. Vor Allem aber thaten ihnen die Cisterzienser Abbruch und gegen diese richteten sie daher die heftigsten Angriffe, empfingen aber auch von diesen die wuchtigsten Gegenschläge. Von poetischen Vertretern dieser Polemik will ich nur die Gedichte de Clarevallensibus et Cluniacensibus und de Mauro et Zoilo (Wright Walter Mapes p. 237 ff. 243 ff.) und den Reinardus nennen. Es scheint

*) Hier sollte nun nach der gewöhnlichen Ueberlieferung die Begegnung mit Galen, die heftigen Reden gegen die römische Curie, die Vogelversammlung u. s. w. folgen. Man sieht, wie unpassend.

aber klar, dass auch der Brunellus zu ihnen gehört. Der Dichter selber war ein Benedictiner *). An diesem Orden wird in der erwähnten Characteristik vor Allem die Strenge der Lebensweise und die Unbestechlichkeit hervorgehoben; die Cisterzienser dagegen unersättlich, genusssüchtig und hinterlistig gescholten (p. 75). Ihrer Rohheit verdankt auch Brunellus seine Verstümmelung. Und sollte es nicht auch zu beachten sein, dass der Bauer, dem Brunellus entflohen ist, den Namen Bernhard hat, denselben wie der berühmteste Vertreter jenes Ordens? Denken wir uns den Esel als einen vagirenden und dissentirenden Cisterzienser, so hätte der Dichter seine beiden Hauptabsichten: sowohl die allgemeine Neuerungssucht und Zersplitterung der Congregationen zu geisseln, als auch speciell die Hauptrivalen seines eigenen Ordens zu verspotten, recht gut erreicht. In diesem Falle liesse sich auch für die Abstammung des Brunellus aus Italien ein Grund angeben; denn gerade südlich der Alpen hatten die Benedictiner ihren geringsten Anhang **).

---

*) Weber a. a. O. Leyser p. 751.

**) Nota etiam, quod ordo s. Benedicti, quantum ad monachos nigros, longe melius servatur in partibus ultramontanis, quam in partibus italicis. Salimbene Mon. hist. Parm. III. 89.



Anhang.

Die Quellen der Alexandreis Walters von Chatillon.

Es ist bisher allgemein angenommen worden, dass Walters Alexandreis mit jenen weitverzweigten Gestaltungen der Alexandersage, die ihren gemeinsamen Ausgangspunkt in dem sog. Pseudo-Kallisthenes haben, in gar keiner Berührung stände. Man hat sich auch nach einem Grunde für diese auffallende Erscheinung umgesehen und denselben u. A. darin finden wollen, dass Walter deshalb diese volksthümlichen Traditionen bei Seite gelassen und die Darstellung des Curtius zur Grundlage genommen habe, um seine Erzählung dem geschichtlich Beglaubigten wieder näher zu bringen (Weissmann, der Pfaffe Lamprecht I. p. XVI). Wir werden im Folgenden zeigen, dass die Benutzung des Curtius keineswegs eine ausschliessliche ist, dass sich auch Spuren des römischen Vertreters der Kallisthenischen Ueberlieferung, des Julius Valerius, und anderer Schriftsteller finden; und werden es wahrscheinlich zu machen versuchen, dass diese Spuren sogar auf eine der älteren Recensionen der eigentlichen Alexandersage zurückzuführen sind. — Zunächst eine Zusammenstellung der Thatsachen.

Walter I. 30.	Jul. Val. I. 23.	Gorionides II. 14. 10*).	
Arma puer sitiens Darium dare jura Pelasgis Gentibus imperiique jugo patris arva prementem Audit	Ingressus ad patrem . . , videt ibi assidentes barbaro habitu viros, percontansque agnoscit Persae Darii satrapas . . (qui) ex more regi petitum pecunias a Philippo venissent.	Dar. Persarum rex legatos ad Philippum misit, ut tributum quotannis pendi solitum exigerent. Al. autem nequaquam permisit, ut illis aliquid solveretur. (Aehnlich Alexander de preliis a[t] Sp. 1.)	
I. 46. II. 333. III. 167.	Pseudo-Callisth. (c) II. 27.		
Alexander sagt: Semperne putabor Nectanabi proles? ut degener arguar, absit! Darius nennt Alexander: spurius ille puer. Zoroaster: Nectanabi non infitianda propago Dedecus aeternum matris.	οὐκ ἤθελε γὰρ Ἀλέξανδρος Νεκτανεβῶ παῖς λογίφεσθαι. Jul. Valer. freilich I. 34: Al . . . involat statim statuae (Nectanebi) complexum ac parentem salutat ejusque se filium profitetur.		
I. 251.	Jul. Valer. I. 25.	Gorionides II. 14. p. 113.	Justinus XI. 6. 6.
ductor princepsque cohortis Nullus erat, qui non sexagenarius esset, Usque adeo, positis ut si	His dictis eos quoque, quos jam senium obsederat, in sententiam suam (nämlich mitzugehen) duxit.	Al. militibus praefecit senes et veteranos, ut illorum dictis audientes essent.	Ordines quoque nemo nisi sexagenarius duxit: ut si principia castrorum cerneres,

*) Herausg. von Breithaupt.

Walter I. 375. Tanta sub invicto bellandi corde voluntas Tanta parentis erat oblivio, tanta sororum.			Justin. XI. 5. 9. Quippe omnes obliti conjugum liberorumque . . . Persicum aurum et totius orientis opes jam quasi suam praedam ducebant.
I. 377. Effrenus Macedo, qui cum Cilicum prius arva Collibus eductis Asiamque emergere vidit.	Jul. Val. II. 7. Tunc rebus Graeciae sic compositis, ire in barbaros tendit, itinere per Ciliciam ordinato.	Al. de prl. b[1] Sp. 3. Deinde amoto exercitu, ingressus est partes Ciliciae in regiones barbarorum.	
I. 388. Eminus emissa Pellaeus arundine terram Vulnerat hostilem, faustumque hoc praedicat omen Tota cohors.	Ps. Call. (BC) I. 28. *καὶ πλήξας τῷ δόρατι δορόκτητον ἔφη τὴν Ἀσίαν ἔχειν.*		
I. 440. Jam satis est, inquit, socii, mihi sufficit una Haec regio: Europam vobis patriamque relinquo.			Justin. XI. 5. 5. Patrimonium omne suum, quod in Macedonia Europaque habebat, amicis dividit, sibi Asiam sufficere praefatus.

tune hanc, rex, funditus urbem Exitio delere paras? his sedibus ortus Liber, turicremis tua quem colit India templis Haeccine terra deos tulit auctoremque Tuorum Nutriit Alcidem u. s. w.
En muri, et structae modulis Amphionis arces.

principes Pepererunt? nonne te subit, hinc Liberum Ortum, hanc Herculis esse nutricem? Hos tibi muros, haec moenia Zethus ille vel Amphion stirpis tuae pars maxima Apolline musisque adminiculantibus Fecit . . . (iste locus), In quo Semelen suam rex deum Jupiter Maritaverit.

I. 349.
Postquam digna satis compescuit ultio Dircen.

Ps. Callisth. (B) I. 27.
Unglückszeichen für die Thebaner:
τό τε τῆς Δίρκης καλούμενον ὕδωρ αἱματῶδες ἐγένετο.

I. 352.
minos ergo peritos
Armorum minus audaces famaeque minoris Segregat et patriis tutelam deputat arvis.

Justinus. XI. 5. 3.
segniores ad tutelam regni relinquit.

Walter I. 375. Tanta sub invicto bellandi corde voluntas Tanta parentis erat oblivio, tanta sororum.			Justin. XI. 5. 9. Quippe omnes obliti conjugum liberorumque . . . Persicum aurum et totius orientis opes jam quasi suam praedam ducebant.
I. 377. Effrenus Macedo, qui cum Cilicum prius arva Collibus eductis Asiamque emergere vidit. I. 388. Eminus emissa Pellaeus arundine terram Vulnerat hostilem, faustumque hoc praedicat omen Tota cohors.	Jul. Val. II. 7. Tunc rebus Graeciae sic compositis, ire in barbaros tendit, itinere per Ciliciam ordinato. Ps. Call. (BC) I. 28. καὶ πλήξας τῷ δόρατι δορόκτητον ἔφη τὴν Ἀσίαν ἔχειν.	Al. de prl. b[1] Sp. 3. Deinde amoto exercitu, ingressus est partes Ciliciae in regiones barbarorum.	
I. 440. Jam satis est, inquit, socii, mihi sufficit una Haec regio: Europam vobis patriamque relinquo.			Justin. XI. 5. 5. Patrimonium omne suum, quod in Macedonia Europaque habebat, amicis dividit, sibi Asiam sufficere praefatus.

I. 478, am Grabe Achills:	Jul. Val. I. 42.	Al. de prl. b. Sp. 4.
O fortuna viri superexcellentior, inquit, Cujus Maeonium redolent praeconia vatem.	O te beatum Achillem, qui Homero praedicatore celebraris.	beati, qui laudes Homeri adepti estis.
II. 18 ff. Brief des Darius:	**Jul. Val. I. 36.**	**Al. de prl. a^4 Sp. 11. 12.**
Rex regum Darius consanguineusque Deorum Scribit Alexandro famulo: ...... et gremio te castae redde parentis Quaeque tuae potius aetati congrua misi Lora tibi, teretemque pilam, forulosque capaces. In sumptus, comitum fomenta viaeque boamen. Im Kriegsfall: Non equites, verum furiatamente clientes Emittam, qui te correptum verbere duris Affligant poenis.	Rex regum et consanguineus Deorum .. Dar. ipse Alex. famulo meo .. Mando tibi reverti ad parentes tuos, atque in gremio matris cubantem doceri virile officium. Ad quam rem habenam Scythicam tibi et pilam loculosque cum aureis misi .. si indigebis sumptibus ad reversionem. Quodsi hisce monitis ulterius refragare, mittam protinus qui te comprehensum transferant: non enim ut Philippi filius coercebere.	Aehnlich, aber entfernter stehend.

II. 38. Antw. Alexanders.
Forma rotunda pilae sphaeram speciemque rotundi Quem mihi subjiciam pulchre determinat orbis. His in subjectos mihi Persas utar habenis Graecorumque sinus forulis implebo capaces Cum victor Darii veteres effregero gazas. — Sic ait et formae regalis imagine ceris Impressa, vario legatos munere ditat.

Jul. Val. 1. 38. 39.
Accepi enim habenae scilicet potestatem, ut habeam quae in subjectos uti scientius possim; pilae vero simulamen, quoniam ex ambitu sui et rotunditate orbis imago videatur, haud dubie mihi universitatis imperium promittit. Loculos ego auri ac si opum tuarum factam mihi accepi cessionem. — His igitur litteris palam lectis atque signatis redire renuntios jubet.

II. 93.
spatioque diei
Unius stadia trepidis quingenta peregit Gressibus . . . . Quippe graves aditus Asiae faucesque locorum Augustus metuens.

Just. XI. 8. 2.
Itaque timens angustias magna celeritate Taurum transcendit, in qua festinatione quingenta stadia cursu fecit (Näher stehend als Curt. VII. 4. 1. ff.)

I. 478, am Grabe Achills:	Jul. Val. I. 42.	Al. de prl. b. Sp. 4.
O fortuna viri superexcellentior, inquit, Cujus Maeonium redolent praeconia vatem.	O te beatum Achillem, qui Homero praedicatore celebraris.	beati, qui laudes Homeri adepti estis.

II. 18 ff. Brief des Darius:	Jul. Val. I. 36.	Al. de prl. a[1] Sp. 11. 12.
Rex regum Darius consanguineusque Deorum Scribit Alexandro famulo: . . . . . . et gremio te castae redde parentis Quaeque tuae potius aetati congrua misi Lora tibi, teretemque pilam, foruloque capaces. In sumptus, comitum fomenta viaeque boamen. Im Kriegsfall: Non equites, verum furiata mente clientes Emittam, qui te correptum verbere duris Affligant poenis.	Rex regum et consanguineus Deorum . . Dar. ipse Alex. famulo meo . . Mando tibi reverti ad parentes tuos, atque in gremio matris cubantem doceri virile officium. Ad quam rem habenam Scythicam tibi et pilam loculosque cum aureis misi . . si indigebis sumptibus ad reversionem. Quodsi hisce monitis ulterius refragare, mittam protinus qui te comprehensum transferant: non enim ut Philippi filius coercebere.	Aehnlich, aber entfernter stehend.

discrimine sexus et aetas Omnis.	crete satis sexubus et aetatibus interemptis.		
V. 385. Darius nach Arbela. Nunc adversa pati nunc exaltare secundis Nunc caput incurvare malis nunc tollere Sortis Humanae est.	Jul. Val. II. 16 fin. Profecto nulli est hominum rata vel stabilita fortuna, quae si parvam inclinationem status sui nacta sit, in contrarium protinus resultare et quosque de culmine ad profundas tenebras urgere.	Al. de prl. c[3] Sp. 1. Aehnlich.	
VII. 256. Der sterbende Darius: Hoc unum Dario et solum solamen habetur, Quod tecum mihi non opus est interprete lingua, Quod loquor extremum discretis auribus et quod, Non erit extremas in cassum promere voces. 265 ... post tot certamina Magno Debitor intereo. 281: neque enim hoc discrimine solum Alea	Jul. Val. II. 20. Sed habeo obitus hujusce grande solacium, quod in tuis manibus hunc spiritum jam effundam (diese Worte aber nicht zu Polystratus, sondern zu Alexander selbst gesprochen).		Justin. XI. 15. 6. id saltim praesentis fortunae habere se solacium dixit, quod apud intellecturum locuturus esset, nec in cassum postremas voces emissurus. 7. se nullis in eum meritorum officiis maximorum illi debitorem mori. 12. Quod ad ultionem pertineat, jam non suam,

II. 235 (d. Arzt. Philippus):	Jul. Val. II. 8.	Al. de prl. b[4] Sp. 5. 6.
qui me tibi detulit audi. Qui notat innocuum sceleris, qui proditionis Arguit insontem, merito non creditur insons.	ut insidiatus regi, Parmenio poenas capite dependit.	Parmerius, qui valde huic medico invidebat, scripsit Alexandro ... (Die Katastrophe ähnlich mit Curtius: in una manu tenens medicinam, alia manu tenens epistolam, in facie medici fortiter intendebat) zum Schluss: Phil. ait: maxime imperator, ipsum praecipe coram tua praesentia stare qui talem tibi epistolam destinavit. Hinrichtung des Parmerius.
III. 296 (vor Tyrus).	Jul. Val. I. 35.	Al. de pl. a[4] Sp. 8.
cives Et pace et medii violato foedere juris Implicuere neci legatos.	(Tyrii primates . . . legatos) crucibus affixere.	hat hiervon Nichts; s. Schilderung der Belagerung zeigt Verwandtschaft mit Curtius.
III. 292 (Einnahme).	Jul. Val. I. 35.	
Absque aliquo periit	Oppidum . . vastat, indis-	

discrimine sexus et aetas Omnis.	crete satis sexubus et aetatibus interemptis.		
V. 385. Darius nach Arbela. Nunc adversa pati nunc exaltare secundis Nunc caput incurvare malis nunc tollere Sortis Humanae est.	Jul. Val. II. 16 fin. Profecto nulli est hominum rata vel stabilita fortuna, quae si parvam inclinationem status sui nacta sit, in contrarium protinus resultare et quosque de culmine ad profundas tenebras urgere.	Al. de prl. c[3] Sp. 1. Aehnlich.	
VII. 256. Der sterbende Darius:	Jul. Val. II. 20.		Justin. XI. 15. 6.
Hoc unum Dario et solum solamen habetur, Quod tecum mihi non opus est interprete lingua, Quod loquor extremum discretis auribus et quod, Non erit extremas in cassum promere voces. 265 ... post tot certamina Magno Debitor intereo. 281: neque enim hoc discrimine solum Alea	Sed habeo obitus hujusce grande solacium, quod in tuis manibus hunc spiritum jam effundam (diese Worte aber nicht zu Polystratus, sondern zu Alexander selbst gesprochen).		id saltim praesentis fortunae habere se solacium dixit, quod apud intellecturum locuturus esset, nec in cassum postremas voces emissurus. 7. se nullis in eum meritorum officiis maximorum illi debitorem mori. 12. Quod ad ultionem pertineat, jam non suam,

versatur mea. sed communis eorum. Qui praesunt turbae et populi moderantur habenas.			sed exempli communemque omnium regum esse causam.
VII. 364 Al. an. s. Leiche:	Jul. Val. II. 20 zu dem noch Lebenden:	Al. de prl. c' Sp. 3.	
Si mihi te vivum servassent omine fausto Fata, jugo Macetum levius nihil esse probares: Uno rege minor tantum, Magnoque secundus Jura dares aliis in regni parte receptus.	Si quid enim ex animo est, quod jusseris, ratum habeto regna te tua recepturum, futurumque rursus illum qui fueris.	juro enim tibi — quod veraciter tibi totum imperium renuncio.	
VII. 381:	Jul. Val. II. 21.		
Membraque condiri jubet et condita recondi Majorum tumulis, ubi postquam condita, celsa Pyramis erigitur niveoque marmore structa Ingenio docti superaedificatur Apellis.	Infertur sepulcro majorum Darius: ac paulo post aedes ibi templumque construitur.		

X. 153.	Jul. Val. III. 31.		Justin. XII. 14. 5.
(Antipater) — Ad regem ire parat Babylon citatus ab ipso Ut sub eo senium consumat et aspera rursus Perferat emeritus castrensis taedia vitae.	Alex . . . . statuit Antipatrum ad sese venire ex Macedonia.		Ex quibus rebus se quoque ex Macedonia non ad societatem militiae, sed ad poenam vocatam arbitrabatur.
X. 322. Al.'s letzte Rede: Scitis enim socii, quia cum mihi miserit olim Roma per Aemilium regni diadema mihique Scripserit ut regi opposita modo fronte, resumptis Cornibus excedit corrupto foedere pactum.	Jul. Val. I. 29. legatione pariter et honore potitur Romanorum. Per Aemilium quippe tunc consulem corona ei auri . . . honoraria datur . . ad argumentum amicitiae.	Gorion. II. 15 p. 115. cum vero ad Romanorum principes Alexandri fama pervenisset, auream illi coronam miserunt eumque regem et dominum salutarunt atque . . laeti exceperunt. (Ferner steht Al. de prl. a[4] Sp.4.)	
X. 331 ff. (Solito lugubrior aer nocturnus, caligo nubesque verkünden Al.'s Tod.) moriturum flebat Olympus Quem modo nascentem signis portenderat istis: . . . . Tecta patris culmenque super geminae sibi toto Quo peperit regina die, velut agmine facto Conflixere aquilae.	Jul. Val. III. 31. Nebula quippe admodum cassa foedaque interfusa omni aere sudo die cuncta in tenebras verterat.	Gorion. II. 12. p. 102 u. Al. de pol. f[4] Sp. 2: Erdbeben.	Justin. XII. 16. 1 u. 5. Decessit Alexander . . . . ea die qua natus est, duae aquilae tota die perpetes supra culmen domus patris ejus sederunt, omen duplicis imperii Europae Asiaeque praeferentes.

Wer die Geduld gehabt hat, diese Tabelle aufmerksam zu verfolgen, dem wird eine Verwandtschaft mit Julius Valerius und Justin nun nicht mehr zweifelhaft sein. Denn wenn man auch geneigt wäre, die Uebereinstimmungen mit letzterem Autor auf die Gemeinsamkeit der Quelle des Justin und Curtius zurückzuführen, weil gerade da, wo Curtius uns fehlt, also in Buch I und II und an der grossen Lücke am Ende von B. V. die Uebereinstimmung am ausgedehntesten ist, so haben wir doch wenigstens 3 sichere Parallelstellen nachgewiesen auch für die Partieen, in denen uns der Curtius'sche Bericht erhalten ist, und man mag sich aus demselben überzeugen, dass er diesen Stellen Nichts an die Seite zu setzen hat. 1) Jener Bericht von dem Marsch Alexanders über den Taurus (Walter II. 93 ff. Just. XI. 8. 2); allerdings hat Curt. III. 4. 1 eine ähnliche Angabe über die in Betracht kommende Entfernung von 50 Stadien, Nichts aber von der Eile, mit der Alexander diese Strecke durchmass, vor Allem Nichts von seiner Furcht vor den Engpässen, die in fast wörtlicher Uebereinstimmung von den beiden anderen Autoren als Grund dieser Eile angegeben wird. 2) Die Angabe über den Verdruss des Antipater über seine Berufung nach Babylon (Walter X. 153 ff. Just. XII. 14, 5), die zwar nicht dem Wortlaute, wohl aber dem Sinne nach sich aufs Genaueste begegnen. Auch hiervon bei Curt. keine Spur, auch nicht die Wahrscheinlichkeit, dass eine solche in einer der Lücken anzutreffen gewesen sei; da Curt. ja von der hiermit in Zusammenhang stehenden Vergiftungsgeschichte nur im Vorübergehen Notiz nimmt. 3) Die bei Walter X. 351 ff. und bei Just. XII. 16. 15 durchaus übereinstimmende Gedankenverbindung, die von dem Tode Alexanders auf eine Betrachtung seiner Geburt zurückleitet und die Aehnlichkeit des bei dieser Gelegenheit berichteten portentum. Und zu diesen meiner Ansicht nach schlagenden Beweisen will ich noch 2 hinzufügen: Die Uebereinstimmung in einem Namen und die Verwandtschaft einer Erzählung. Walter IX. 342 nennt nämlich ebenso wie Justin. XII. 9, 3 das von Curtius IX. 4, 15 Oxydracae titulirte Volk Sudracer; und die Vergiftung durch Antipater ist bei Justin mit ganz derselben Bestimmtheit ausgesprochen, mit der sie von Walter berichtet wird, während Curtius sie nur als ein unbewiesenes Gerücht dem Urtheil des Lesers anheimgiebt. Zu dem letzteren Punkte ist allerdings zu bemerken, dass der Wortlaut der Walter'schen Erzählung hier von allen uns bekannten Darstellungen der Alexander-Geschichte oder -Sage sich durchaus unterscheidet, also auch nicht nachgewiesen werden kann, ob der Schriftsteller dem Justin oder

Jul. Valerius, der dieselbe Tradition vertritt, das Stoffliche seiner Darstellung zu verdanken habe.

Mit Valerius nun, oder wo derselbe uns im Stiche lässt, mit Ps. Kallisthenes erkannten wir eine noch grössere Anzahl von verwandten Berichten zum grössten Theil dem Sinne nach, an mehreren besonders bemerkenswerthen Stellen auch im Ausdruck. Einmal (zu II. 235) stand auch die Darstellung der Alex. de prl. der unserigen am nächsten. Alle diese Stellen bedürfen noch der näheren Besprechung, die wir aber lieber erst vornehmen, wenn wir uns über das Verhältniss zum Ben Gorion orientirt haben.

Da manche Aehnlichkeit auch in der Namengebung mit diesem Schriftsteller nicht zu verkennen ist, so könnte man geneigt sein, auch den im vorstehenden Abriss angeführten Berührungen ein grösseres Gewicht beizulegen. Doch mahnt uns e i n Umstand davon ab; dass nämlich in der Schilderung von Jerusalems Eroberung und der Begegnung mit dem Hohenpriester die Waltersche Darstellung sich mehr an die des. Josephus (XI. 7 p. 385 E. Rovière) als an die des Gorionides (II. 6. 3 ff. p. 85 Breith.) anschliesst. Obwohl im Uebrigen diese Erzählung bei den zwei jüdischen Schriftstellern sich ziemlich gleicht, so haben wir doch die zwei characteristischen Unterschiede zu bemerken, dass bei Josephus der Traum des Alexander noch in seine Heimath verlegt wird und die Erscheinung eine friedliche Priestergestalt ist, bei Gorionides dagegen der Traum zwischen Gaza und Jerusalem mitten im Heerlager den Feldherrn überrascht und die Erscheinung zuerst eine drohende Haltung einnimmt. Und Walter folgt nicht nur in diesen beiden Puncten der Darstellung des Josephus, sondern auch bestimmtere Anklänge, wie das bei Walter I. 525 erwähnte Tetragramm an den „Namen des Jehova“ bei Josephus lassen eine engere Verwandtschaft deutlich genug erkennen. Eine genauere Bekanntschaft mit der altjüdischen Literatur, wie sie ja von vorneherein vorauszusetzen ist, verrathen überdies ausdrücklich die vorzugsweise der jüdischen Geschichte entnommenen Darstellungen auf den vom Schulepos nun einmal geforderten Schild- und Denkmälerbeschreibungen.

Unsere Untersuchung ist so trocken geworden, als wenn es sich um einen recht mageren Chronisten handelte; und es wird Zeit, dass wir zu dem D i c h t e r Walter zurückkehren. Nicht etwa, um interessanter zu werden, sondern um uns über die Art der Production des Mannes einige Aufklärung zu verschaffen. Denn, während wir vorhin von einer poetischen Kraft desselben, von lebendiger Schilderung und gemüthvoller Auffassung reden durften, glauben wir jetzt einen ganz

gewöhnlichen Reimchronikler vor uns zu sehen, der die verschiedenen Berichte, die das Glück ihm in den Weg geworfen, nun ganz nach Belieben zusammenstoppelt. Sehen wir nämlich besonders die dem Valerius entlehnten Stellen genauer an, so zeigt sich, dass dieselben mit dem zu Grunde liegenden Curtius keineswegs einer prüfenden Vergleichung unterworfen sind und dessen Bericht demnach bald verdrängt, bald mit sich versöhnt hätten, bald ihm gewichen wären, sondern dass sie einfach in seine Erzählung, wie es ging oder nicht ging, eingepfropft erscheinen.

1. Deutlich zu Tage tretend und jüngst von Rohde in seiner Geschichte des Griechischen Romans (185. A. 2) besonders hervorgehoben, ist in den von Ps. Kallisthenes ausgehenden Alexandersagen die wunderliche Verwirrung, die den Alexander einen zweimaligen Zug nach Asien und zwar den letzteren direct von Griechenland nach Kilikien unternehmen lässt. Von dieser Verwirrung findet sich nun auch Etwas bei Walter, aber nur die letzte Hälfte. Denn während er die Rüstungen zum Kriege ganz nach Justin resp. Curtius erzählt, auch als die erste Schlacht den Granikus angiebt, man also doch meinen sollte, dass er sich nun auch den Uebergang nach Asien mit seinem Historiker übereinstimmend vorgestellt habe, d. h. über den Hellespont, tauchen nach ihm (I. 377) vor dem Schiffe Alexanders plötzlich die Hügelketten und Gefilde Kilikiens aus dem Meere auf. Nun giebt es allerdings auch Kilikier in Troas; dass aber an diese gedacht worden wäre, ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil Walter I. 447 von einer Eroberung der Burgen in Kilikien spricht und dies in der That für die an die Levante grenzende Provinz einen historischen Anhalt hat; sodann aber, weil Curtius selbst einmal (III. 4. 10. verglichen mit Strabo p. 612. 614) jene nördlichen Kilikier mit den südlichen verwechselt, also von der Existenz der ersteren kaum Etwas gewusst haben wird. Und vollends die auf jene in v. 377 dem Leser bereitete Ueberraschung sofort nachfolgende zweite: dass nämlich Alexander von Kilikien durch Phrygien nach Ilion gezogen sei, zeigt deutlich, dass eine gewaltsame Vermengung der Curtiusschen und Valerischen Ueberlieferung beabsichtigt worden ist.

2. Ebenso unzweideutig tritt diese Einschachtelung des aus Jul. Valerius Entnommenen in den Gang der Curtius'schen Erzählung bei jenem hochmüthigen Brief des Darius (II. 18 ff.) hervor, der ebenso wie die Antwort des Alexander dem Wortlaut nach fast völlig den Bericht des Valerius wiedergiebt, aber an eine ganz andere Stelle versetzt ist: von der Einnahme von Tyrus nämlich an den Granikus.

3. Und fast noch deutlicher wird diese Amalgamirung in dem Bericht von Thebens Eroberung (I. 326), wo der Name des bittflehenden Sängers mit Justin, also auch wohl Curtius übereinstimmt; seine Worte aber so sehr an die Darstellung des Valerius anklingen, dass eine Verwandtschaft nicht bezweifelt werden kann. Und etwas Aehnliches wiederholt sich

4. bei der Rede des besiegten Darius in Arbela (V. 385), deren Anfang dem Valerius, deren Ende dem Curtius nachgebildet worden ist. Man überzeuge sich selbst:

Walter:	Jul. Val. II. 16.
Nunc adversa pati, nun exultare secundis Nunc caput incurvare malis nunc tollere sortis Humanae est...	Nulli est hominum stabilita fortuna, quae si parvam inclinationem status sui nacta sit, in contrarium protinus resultare et quosque de culmine ad profundas tenebras urgere.
	Curt. V. 1. 4.
Nec dubito, quin victor agros aditurus et urbes Civibus exhaustas, sed opimis rebus et auro Confertas, ubi gens avidissima gutture toto Tentabit sedare sitim praedaque recenti Conceptam satiare famem: nec inutile nobis Id reor u. s. w.	haud dubitare se, quin Al. celeberrimas urbes, agrosque omni copia rerum abundantes petiturus esset: praedam opimam . . spectare. Id suis rebus . . saluti fore . . . Occuparet sane avidissima gens et ex longo fame satiaret se auro u. s. w.

5. Ja selbst in der sonst ganz dem Curtius nachgebildeten Erzählung vom Arzte Philippus findet sich eine Annäherung an die diesmal vom Al. de prl. vertretene Kallisthenische Tradition, in dem die Verdächtigung des Parmenion, von der Curtius gar nichts hat, bei Walter II. 235 deutlich ausgesprochen, bei Al. de prl. b^1 Sp. 6 nicht nur ausgesprochen wird, sondern auch die Hinrichtung des Mannes im Gefolge hat.

Auch der Name Candaces, der bei Valerius ja eine so grosse Rolle spielt, findet sich schon bei Walter IX. 212, ebenfalls in anderer Verbindung; und so würden sich wohl noch mehr derartige halbe Uebereinstimmungen finden, wenn die angeführten Beispiele nicht bereits genügten, um uns die Ueberzeugung zu verschaffen, dass es doch ein sehr merkwürdiger Zufall wäre, wenn dies Alles eben — Zufall sein sollte.

Wenn wir nun für all diese Wunderlichkeiten unsern Walter verantwortlich machen wollen, so wird man mit Recht fragen: was haben wir denn eigentlich für einen Menschen vor uns? einen Dichter? einen Historiker? oder Keins von Beiden? ich glaube, man würde das letztere zugeben müssen. Denn was wäre das für ein Historiker, was wäre das selbst nach mittelalterlicher Anschauung für ein Chronist, der — nicht etwa mehrere Berichte zusammenhanglos an einander reihte, (das würde ihm von seinen Zeitgenossen nicht zum Verbrechen gemacht worden sein), nein, der ganz disparate und unvereinbare Ueberlieferungen über- und unter- und ineinanderschob; und was wäre das für ein Dichter, der — nicht etwa im strengen Anschluss an eine Quelle sich damit begnügte, in Ausmalung von Einzelheiten seine Kraft zu bethätigen (auch dies müsste als berechtigt zugestanden werden), sondern der eine Reihe von Vorlagen so benutzte, dass er bald an diese, bald an jene sich anklammernd, von jeder den Fetzen, den er gerade brauchte, fast ohne Veränderung abklatschte und, nachdem er ihn gebraucht, bei Seite würfe*). — Ein Historiker hat nun Walter nicht sein wollen; einen Dichter hat nicht er selbst blos sich genannt, sondern auch die Nachwelt wird ihm diesen Namen wohl nicht verweigern können. Ganz abgesehen von seinen kräftigen Zeitliedern braucht man nur das zehnte Buch der Alexandreis zu lesen, um sich hiervon zu überzeugen, und ich möchte an dieser Stelle nur noch kurz darauf hinweisen, dass der künstlerische Grundgedanke, der bei den übrigen Alexandergedichten nur sehr bescheiden und vereinzelt hier und da hervortritt, bei Walter von Chatillon zu einem bereits viel festeren Band der gesammten Composition geworden ist. Dieses einheitliche Band ist nicht so sehr das Interesse an den mannigfachen Kämpfen und Abenteuern des Helden, als vielmehr die Erkenntniss von der Eitelkeit alles Irdischen, die nicht allein die Thaten des Macedoniers predigen, sein Hinfahren über die Völker der Erde wie die „Sündfluth", „die Rache Gottes", sondern ebenso sehr sein eigenes Geschick, das ihn mitten im Thatenruhm davonreisst. Und als Herrscher der Welt fühlt er sich arm, wie auch der Grosskönig Darius in seinem Prunke freudlos lebte; und gewiss hätte der Dichter nicht den Verrath des Philotas so nahe an den des Bessus gerückt und in vielen Einzelheiten so ähnlich ausgeführt, wenn er damit nicht hätte sagen wollen: Ihr Könige der Erde, lernet Menschen sein!

---

*) Auch die aus ihrer Umgebung herausgeschälten Stellen des Curt. sind nicht minder wörtlich wiedergegeben, als die anderen.

Dass nun von dieser vertieften Auffassung ein gut Theil dem Curtius zu verdanken ist, wird Niemandem entgehen; gerade dies aber muss unsere Verwunderung darüber steigern, dass nun der Dichter nicht die unvermischte Darstellung des Curtius zur Grundlage machte oder wenigstens lediglich solche Stücke aus den übrigen Schriftstellern aufnahm, die jenem Grundgedanken zur Erläuterung dienten — kurz, wir finden nach jeder Seite hin so viel Schwierigkeiten, dass uns die Annahme einer kritischen oder vielmehr unkritischen Sichtung der verschiedenen Traditionen durch den Dichter selber zu einer vollständigen Unmöglichkeit wird und kein anderer Ausweg übrig scheint als dieser: Walter habe seinen Stoff im Wesentlichen bereits in der von ihm festgehaltenen Gestalt, d. h. in einer Vermischung von der eigentlichen Alexandersage, Curtius und Justinus vorgefunden.

Es bleibt noch übrig, über die muthmassliche Zeit dieser nunmehr auf Umwegen entdeckten Gestaltung der Alexandertraditionen Einiges zu bemerken und meine Eingangs ausgesprochene Ueberzeugung zu vertheidigen, dass sie unter die früheren der uns bekannten Aufzeichnungen zu setzen sei. Meine bisherigen ungünstigen Aeusserungen über dieselbe wie „Amalgamirung" u. s. w. scheinen mich allerdings selbst zu zwingen, ihr einen nur unbedeutenden Werth und ein junges Alter zuzuschreiben. Dieses ungünstige Urtheil hatte aber nur unter der Annahme eine Berechtigung, dass diese Neubildung entstanden sei zu einer Zeit, wo die Elemente, aus denen sie sich zusammensetzte, bereits gegliedert und in sich abgeschlossen vorlagen, also nach der vollständigen Redaction des Ps. Kallisthenes. Dass wir nun zu dieser Annahme gezwungen wären, habe ich mich durch Nichts überzeugen können; ihr Gegentheil will ich nicht beweisen, aber wahrscheinlich zu machen suchen.

Es kann als feststehend betrachtet werden, dass die Alexandersage, ehe sie sich im Ps. Kallisthenes zu einer einigermassen geschlossenen Gruppenbildung verdichtete, bereits in locker zusammenhängenden Einzelerzählungen, besonders in dem Briefwechsel Alexanders mit seinen Verwandten und Freunden (warum nicht auch mit seinen Feinden?) im Umlauf war. Wie nun, wenn wir in den aus der Curtius'schen Grundlage herausfallenden und zu Jul. Valerius hinneigenden Stücken unseres Autors einen Anklang an diese Briefe fänden? Der Zufall will es in der That, dass von ihnen die beiden wichtigsten und mit Valerius am meisten im Wortlaut übereinstimmenden einer solchen Sammlung angehört zu haben scheinen. Das erste ist der schon oft

genannte Briefwechsel des Darius und Alexander, zu dem Nichts weiter zu bemerken ist; das zweite das Lied jenes Sängers von Theben, welches Müller, der Herausgeber des Valerius, sogar auf Soterichos Oasita zurückführen will, welches aber wenigstens unzweifelhaft älter als die älteste der uns bekannten Sagenaufzeichnungen sein muss. Hierzu kommt als Drittes der Plan Alexanders, die Quellen des Niles aufzusuchen IX. 507:

Quaerere nescitum Nili mortalibus ortum

ein Plan, von dessen vermeintlicher Ausführung nur noch Arrian VI. 1. 4 und zwar im Anschluss an einen (wenn auch wohl unechten) Brief Alexanders an seine Mutter uns berichtet.

Ist unsere Ansicht richtig, so hätten wir alle jene nachgewiesenen Anklänge an Jul. Valerius gewissermassen nur als Vorspiele zu der späteren festen Ausbildung der Alexandersage zu betrachten; und auch dies erhält seine Bestätigung einmal dadurch, dass abgesehen von den beiden eben herangezogenen Stücken die Uebereinstimmungen mit jenem Schriftsteller mehr den Sinn als den Ausdruck treffen (im geraden Gegensatz zu Justin, dessen directe Benutzung in der vermutheten Quelle nicht bezweifelt werden kann), zweitens aber durch jene Geschichte vom Arzte Philippus, in welcher die bei Walter (II. 235) erhaltene Version eine entschiedene Mittelstellung zwischen der Erzählung des Curtius und Valerius behauptet (s. d. Tabelle).

Das einzige Bedenken könnte vielleicht die somit statuirte Fortbildung der Sage auf römischem Boden sein. Doch auch dies Bedenken wird wohl durch die Entgegnung erleichtert werden, dass ich an eine wirkliche Fortbildung der Sage selbst nicht denke. Ein Römer des III. Jahrhunderts etwa, der den Curtius und Justinus besass und die in der griechischen Literatur über Alexander umlaufenden Sagenstoffe kannte, beschloss dieselben in seine Muttersprache zu übertragen und mit seinen beiden landsmännischen Geschichtsschreibern zu verbinden, so dass der Form nach ein ähnliches Product entstehen musste, wie es uns z. B. in der Historia miscella aus dem untergehenden Römerthum noch erhalten ist*). Ob etwa auch schon die eigen-

*) Im Vorübergehenden sei daran erinnert, dass ein lateinisches, die Alexandersage betreffendes Manuscript, welches Douce besass, „zusammengesetzt ist aus Trogus Pompejus, und einer ganzen Reihe griechischer, lateinischer und englischer Geschichtsschreiber, die sehr bunt durcheinander gewürfelt sind.“ Weismann II. p. 461. Auch die Vorlage des Joseph von Exeter der sog. Dares Phrygius ist ein ähnliches Product. Vgl. die Ausgabe von Dederich p. VII ff.

thümliche Erzählung von Zoroaster, welcher weisheitsüberdrüssig und lebensmüde sich vor das Pferd des Alexander wirft (III. 140 ff.), mit in diese frühe Gestalt der Sage aufgenommen wurde, lässt sich natürlich nicht bestimmen; bezweifeln möchte ich ein Gleiches von der Erscheinung des Hohenpriesters. Dass aber die Gestalt Alexanders gerade im III. und IV. Jahrhundert die römische Welt vielfach beschäftigte, darauf hat u. A. Rohde neuerdings wieder hingewiesen; ich füge seinen Angaben noch die eine hinzu, dass auch der Kaiser Galerius mit dem grossen Macedonier zu wetteifern wünschte, indem er behauptete, ebenso wie jener von einer Schlange erzeugt worden zu sein *).

Wie gesagt aber, machen alle diese Vermuthungen keinen weiteren Anspruch, als erwogen zu werden; und wer es vorzieht, dem Walter eine uns jetzt schwer begreifliche Art der dichterischen Arbeit, wie die oben geschilderte, zuzutrauen, dem bleibt ja immer noch übrig, bei der Annahme stehen zu bleiben: ihm habe ausser Curtius, Justin, Josephus, Valerius noch eine mit der jüngeren Gestalt des Ps. Kallisthenes stimmende Form der Alexandersage vorgelegen, die aber nicht Alexander de preliis zu sein scheine.

Hiermit schliesse ich und wünsche nur dem guten Walter seine Worte nicht wieder auf die Lippen gedrängt zu haben:

O quam difficile est studium non prodere vultu!

---

*) Histor. Misc. XI unter Licinius in: Muratori SS. rer. It. I. 71.

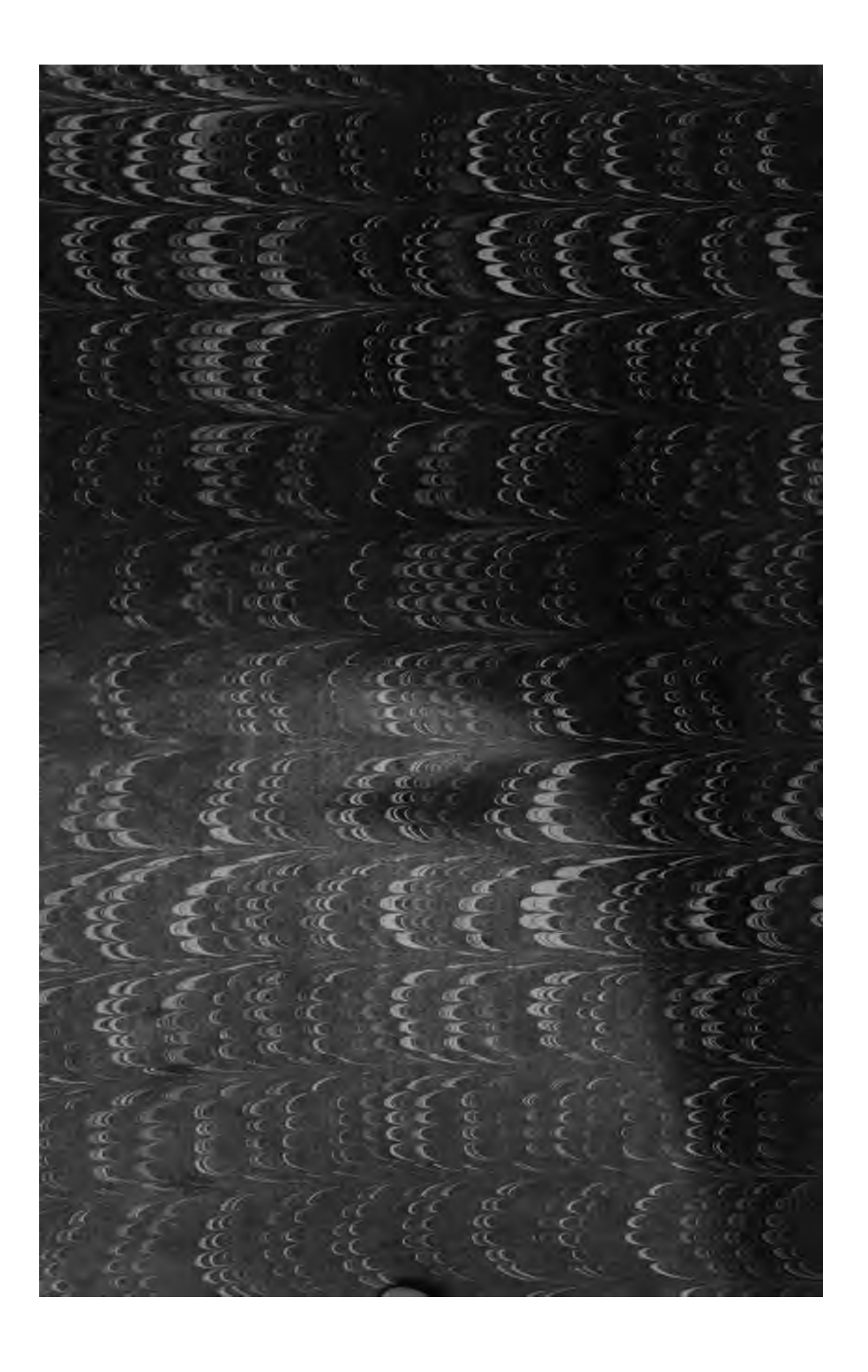
Zusätze.

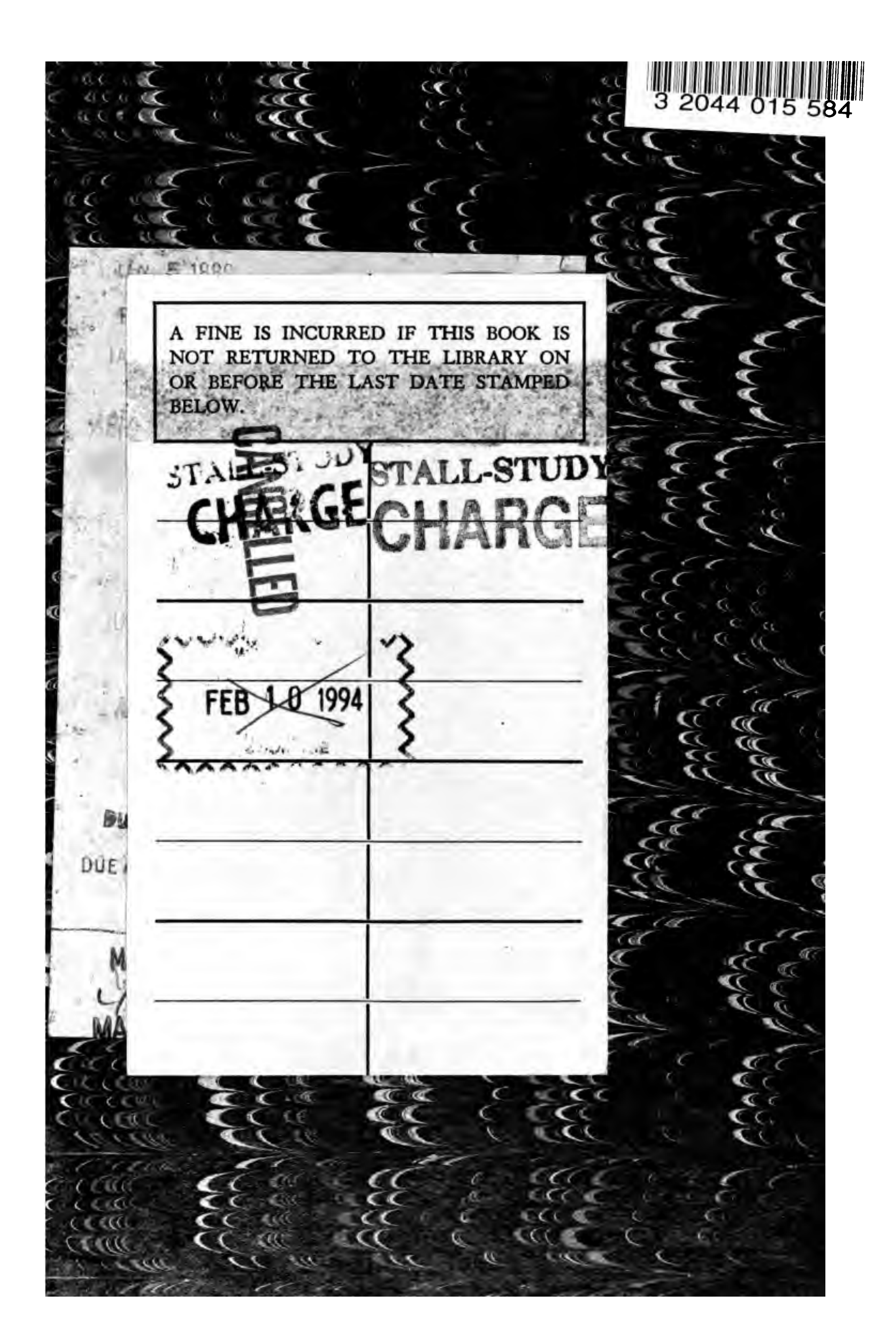
Zu p. 70 Z. 17 v. ob.: siehe bes. Heinzel in seiner Einleitung zu Heinrich von Melk p. 46 ff.

Zu p. 82 Anm. †: „caudati“ werden die Engländer auch in einem von Winkelmann, Pick's Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands 1878 Heft 6 p. 343, edirten Gedicht genannt.

Kgl. Hof- u. Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.







3 2044 015 584
A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.
STALL-STUDY
CHARGE
CANCELLED
STALL-STUDY
CHARGE
FEB 10 1994
DUE

